



Bibliothek aktuell

Informationsblatt für die Mitarbeiter
der Bibliothek der Universität Konstanz

Inhalt

	Editorial 3
K. Franken, M. Nagelsmeier-Linke	Sacherschließung im Verbund und lokal aus der Sicht der Bibliotheksleitung 4
A. Kirchgäßner	Sacherschließung durch Datennutzung 8
H. Rauhut	Einige Thesen zur verbalen Sacherschließung in Konstanz 9
K. Wilkens	Was wird aus dem Schlagwortregister, wenn ... 11
R. Bergmann	Eccolo, — Umberto Eco Eccola, — die Negativbibliothek 13
U. Jochum	Bibliothek 1800 13
R. Bergmann	Alemannische Heimatkunde 17
M. Nagelsmeier-Linke	Fortbildung — (k)ein Thema für unsere Bibliothek? 20
C. Eitel	Austauschperspektiven zwischen Bibliotheken in Europa 21
K. Franken	1980 — 1985 — 1990 — 1995? 24
B. Pöhler	Einige nützliche Betrachtungen über den Umgang mit Knochen 26
U. Jochum	Zu Ecos neuem Buch 28
C. Eitel	Zeitungsmuseum Meersburg 29
F. Bader	News aus der Mediothek 32
M. Zürn	Einführung anlässlich der Ausstellung „Literaturzeitschriften“ 32
A. Jacquin	Das ISBN-Abrufverfahren als erster Schritt in der Kooperation zwischen Konstanz und Bibliotheken in der DDR 34
M. Härle	Rätsel 36
	Zeitgeschichte auf dem Vorsatzblatt 38
	Neue Mitarbeiter stellen sich vor 39
	Personalnachrichten 40
	Neue Mitarbeiter im Verbund stellen sich vor 40
	Guidos Buchtip 42
	Pressespiegel 43
	Impressum 31

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

die Diskussionen um die Einführung der *Regeln für den Schlagwortkatalog (RSWK)* auf der Verbundebene und die Konsequenzen, die sich daraus für unsere UB Konstanz ergeben, machen auch vor *Bibliothek aktuell* nicht halt: das Thema dieses Heftes sind die RSWK. Und das ist gut so, denn schließlich soll *Bibliothek aktuell* dazu dienen, daß wir uns hier über unsere eigene Arbeit verständigen können und daß wir damit so etwa wie eine Reflexion unserer beruflichen Alltagspraxis erreichen. Eine Reflexion, die auch für Außenstehende von Interesse ist, wie die Verbreitung unserer Hauszeitschrift von der Schweiz bis England zeigt.

Aber es ist ja nur *fast* eine RSWK-Sondernummer geworden. Zum Glück, wird mancher sagen. Für alle also, die Interesse daran haben, was man bei uns sonst so tut und denkt und plant, hoffen wir, auch diesmal genug Lesenswertes gesammelt zu haben. Und schließlich hoffen wir, die Lesbarkeit von *Bibliothek aktuell* durch das mit diesem Heft eingeführte neue Layout wesentlich verbessert zu haben.

Die Redaktion

Sacherschließung im Verbund und lokal aus der Sicht der Bibliotheksleitung

von Klaus Franken und Marlene Nagelsmeier-Linke

Seit einigen Monaten kommt die Diskussion über Fragen einer gemeinsamen Sacherschließung im Südwestverbund in Gang, und auch wir haben uns bereits in der Referentenrunde mehrfach intensiv und kontrovers mit dieser Frage und den damit zusammenhängenden Problemen, nämlich den Folgen für unsere eigene Sacherschließung, beschäftigt. Es scheint uns ein geeigneter Zeitpunkt zu sein, aus unserer Sicht einiges dazu zu sagen.

Die erste Frage, die zu erörtern ist, ist die nach dem Sinn einer sachlichen Erschließung des Verbunddatenpools. Der Sinn liegt für uns darin, daß die Benutzer, insbesondere diejenigen, die über die ersten Anfänge des Umganges und Gebrauchs wissenschaftlicher Literatur hinausgekommen sind, ihre bibliographischen Recherchen über den lokal vorhandenen Buchbestand hinaus ausdehnen können sollen. Die Bestände einer einzelnen Bibliothek oder eines lokalen Bibliothekssystems reichen zur Literaturversorgung ihrer Benutzer schon lange nicht mehr aus, sondern die Bestände anderer Bibliotheken müssen hinzugezogen werden. Wären die Bibliotheken autonom, dann brauchten wir weder eine Fernleihe, noch Sondersammelgebietsbibliotheken, weder die ZDB (Zeitschriftendatenbank) noch die Zentralkataloge. Die Existenz aller dieser Instrumente beweist uns täglich, daß wir nur im Verbund unsere Aufgaben vor Ort erbringen können. Diese Entwicklung dürfte sich noch verstärken.

Es gibt vielerlei Gründe, warum vor allem die Zentralkataloge als Formalkataloge angelegt wurden; dies soll hier nicht erörtert werden. Als Formalkataloge tun sie ihren Dienst, zwingen aber dem Benutzer einen ganz bestimmten Weg auf, den er beschreiten muß, um an die benötigte Literatur zu gelangen.

Erst einmal muß er nämlich sachlich recherchieren (ohne den Zentralkatalog dafür nutzen zu können), was er eigentlich will und erst dann, wenn er nach formalen Kriterien - Autor, Titel, Erscheinungsjahr - genau beschreiben kann, was er sucht, hat er die Schwelle zur Fernleihe überwunden. Auch wenn uns Bibliothekaren dieser Weg als völlig normal erscheint, muß er hinterfragt werden. Die Bedeutung der Suche in Formalkatalogen hat ihre Ursache darin, daß die Benutzer bislang keine Alternativen hatten. Waren nämlich die Formalkataloge der verschiedenen Bibliotheken noch einigermaßen einheitlich angelegt, basierend vor allem auf zwei großen Regelwerken, den preußischen In-

struktionen und den Regeln für die alphabetische Katalogisierung, so gibt es bei den Sachkatalogen ein buntes Sammelsurium der unterschiedlichsten Sacherschließungsinstrumente. Zum großen Teil noch nicht einmal vollständig im Sinne des Nachweises des gesamten Bestandes einer Bibliothek. Auch darin dürfte eine wesentliche Ursache für die bisherige mangelhafte Benutzung von Sachkatalogen zu suchen sein, die vielerorts beklagt wird, ohne daß aus diesen Klagen Konsequenzen gezogen worden wären.

Seit jedoch die ersten Online-Kataloge den Benutzern zugänglich gemacht wurden und seitdem Bibliotheken sich wieder einmal - wenigstens ansatzweise - mit Benutzerforschung befassen, stellt sich heraus, daß in Online-Katalogen zu einem hohen Anteil sachlich recherchiert wird, d.h. eine sachliche Recherche wird versucht, weil die Benutzer nicht mehr zu einem bestimmten Einstieg in die Recherche gezwungen werden.

Die Benutzer verwenden Sachbegriffe zum Einstieg in eine Recherche. Sie tun dies mit solchen Begriffen, die eindeutig als Stichwort zu erkennen sind und sie benutzen Sachbegriffe, die eindeutig Schlagwortcharakter haben; sie benutzen Sachbegriffe zum Einstieg auch dann, wenn ihnen der Autor bekannt ist. Dies alles muß zwar noch genauer untersucht werden, aber die große Richtung läßt sich aus unserer Sicht ganz klar erkennen.

Wenn also Sachrecherchen in Online-Katalogen bereits möglich sind und diese Möglichkeit von Benutzern gerne wahrgenommen wird, so stellt sich die nächste Frage: Ist das, was die Bibliotheken auf diesem Sektor bieten ausreichend, oder muß die Möglichkeit des sachlichen Einstieges noch ausgebaut werden. Ist mithin also die Stichwortrecherche als einzige Möglichkeit der sachlichen Suche ausreichend? Das Stichwort ist - das ist zuzugeben - in gewisser Weise ein Ersatz für das Schlagwort. Dort, wo eine Suche mit Schlagwörtern nicht angeboten wird, muß man sich zwangsläufig mit der Stichwortrecherche behelfen. Auch wenn genauere Untersuchungen darüber, wie gut - oder wie schlecht - dieser Behef ist, derzeit fehlen, so ist und bleibt die Stichwortrecherche doch immer nur ein Behelf. Hingewiesen sei in diesem Zusammenhang etwa nur auf das Problem der fremdsprachigen Titel. Dieses Argument kann man auch nicht etwa damit entkräften, daß man davon ausgeht, daß, wer die

entsprechende Sprache nicht beherrsche, Bücher in dieser Sprache ohnehin nicht lesen könne und das deutsche Schlagwort somit auch nichts nütze. Man denke als Gegenbeispiel etwa nur an den Botaniker, der kein einziges chinesisches Schriftzeichen beherrscht, dem aber ein chinesisches Buch über die Flora einer bestimmten chinesischen Region sehr wohl Auskunft darüber gibt, welche Pflanzen es in dieser region gibt.

Wir sind der Ansicht, daß also die Möglichkeit der Schlagwortrecherche - wenn dies arbeitsmäßig leistbar ist - unbedingt angeboten werden muß, denn der Umfang der Sacherschließung der Bibliotheksbestände ist selbst nach Meinung mancher Bibliothekare, die dieses Geschäft täglich und intensiv betreiben, ungenügend. Wenn wir als richtig unterstellen, daß eine bessere und tiefere Sacherschließung in der Vergangenheit nicht möglich war, so sollte man im Hinblick auf die Möglichkeiten der Arbeit im Verbund und die Leistungsfähigkeit der EDV die Frage nach einer Verbesserung erneut stellen, zumal sich erkennen läßt, daß es aus Benutzersicht offensichtlich honoriert wird.

Wenn also eine sachliche Erschließung lokaler Buchbestände sehr nützlich sein wird, so muß dies unserer Meinung nach für die sachliche Erschließung auf regionaler Ebene auch gelten. Vom Benutzer her gesehen ist die Sachrecherche in einem großen Buchbestand, und nichts anderes stellt der Verbunddatenpool dar, sicherlich ergiebiger als in einem kleinen.

Kommen aber die Bibliothekare mit ihrem Vorhaben der Sacherschließung im Verbund nicht viel zu spät? Leisten Online- bzw. CD-ROM-Datenbanken nicht längst schon viel besser, was für die Verbunddatenbanken jetzt erst mit nicht ganz unerheblichem Arbeitsaufwand aufgebaut werden soll? Zum einen ist allein schon der Stand der elektronischen Sacherschließung in den einzelnen Fächern sehr unterschiedlich, zum andern berührt diese Frage aber auch ganz grundsätzlich das Problem der unterschiedlichen Funktion von Bibliographie und Katalog. Wer sich - sei es als Examenskandidat oder als Wissenschaftler - über ein bestimmtes Gebiet informieren will oder muß, wird i.a. nicht mit der am Ort vorhandenen Literatur auskommen. Für ihn ist die Benutzung von Bibliographien unabdingbar, unabhängig davon, in welcher physischen Form sie vorliegen. Wer sich aber - sei es als Anfangssemester oder Stadtbenutzer, sei es als Wissenschaftler, der Literatur außerhalb seines eigentlichen Spezialgebietes sucht - einen ersten Einstieg in eine Materie verschaffen will, dem ist nicht damit gedient, wenn ihm - eventuell noch verbunden mit nicht ganz unerheblichen Kosten - Literatur nachgewiesen wird, die nicht am Ort oder doch wenigstens in der region vorhanden

ist und deren Beschaffung entsprechend lange dauert.

Die Sachrecherche in einem Bestandskatalog ist daher insofern besser als die Sachrecherche in einer Bibliographie, als der Benutzer sofort weiß, wo er ein bestimmtes Werk bekommen kann, welche Bibliothek es besitzt. Unter diesem Blickwinkel ist ein sachlich erschlossener Verbunddatenpool auch ein viel interessanteres Instrument als ein Zentralkatalog. Man müsste den Verbunddatenpool den Benutzern allerdings zugänglich machen, wofür es verschiedene Wege gibt. Nicht gemeint ist die Freigabe der Katalogisierungsdatenbank für Benutzerrecherchen, aber es ist zu denken an eine Recherchedatenbank im Parallelbetrieb, an die Verbunddatenbank auf CD-ROM oder anderes. Man bekäme also ein gestuftes System, in dem Sachrecherchen möglich werden; die niedrigste Stufe ist der lokale Online-Benutzerkatalog, für höhere Ansprüche ist der Verbundkatalog heranzuziehen, für höchste Ansprüche die Bibliographien, die nachweisen, was es zu einem Problem überhaupt gibt.

Bietet demnach der Sachzugriff im Verbunddatenpool den Benutzern Vorteile, so können auch die Bibliothekare die Sacherschließung betreiben und davon profitieren. Denn es werden über den Verbunddatenpool Sacherschließungsfremddaten der Deutschen Bibliothek angeboten. Desweiteren wird, wenn die Bibliotheken zu einer kooperativen Sacherschließung kommen, im Wege der Arbeitsteilung auf die einzelne Bibliothek nur eine relativ geringe Mehrbelastung zukommen, denn wenn ein Titel bereits von einer Bibliothek sachlich erschlossen wurde, kann die nächste diese Vorarbeit nutzen, sie kann auch weitergehend erschließen. Über die Höhe dieser zusätzlichen Belastung müssen jedoch noch genauere Untersuchungen angestellt werden, wozu unter anderem im Spätsommer dieses Jahres eine Testphase mehrerer Bibliotheken des Südwestdeutschen Verbundes dienen soll. Es erscheint uns im jetzigen Stadium der Diskussion jedoch nicht nützlich zu sein, im Blick auf diesen noch nicht quantifizierbaren Mehraufwand die gesamte Diskussion als zu früh zu betrachten oder gar als überflüssig. Bei den künftigen Aufwandsabschätzungen sollte zudem mitkalkuliert werden, daß es zwar durchaus mehr Aufwand an der einen Stelle, jedoch auch Entlastung an einer anderen geben kann.

Eine weitere Frage zu einer Sacherschließung im Verbund läßt sich heute schon sicher beantworten: die des Regelwerkes. Es erscheint uns undenkbar, daß ein anderes Regelwerk als die RSWK zugrundegelegt werden kann, und ebenso selbstverständlich dürfte Grundlage die Schlagwortnormdatei sein. Man mag an RSWK mancherlei aussetzen können, aber im Grundsatz ist es ein

genauso brauchbares Regelwerk wie RAK-WB für die Formalerschließung. Es ist nicht davon auszugehen, daß grundlegende Regelwerksänderungen in der absehbaren Zukunft vorgenommen werden (müssen); so daß ein Warten auf die "endgültige" Fassung vertane Zeit wäre. Daß man im Hinblick auf die sachlichen Zugriffe in einem Online-Katalog die Permutationsregeln weglassen kann spricht für RSWK, denn dadurch wird die Handhabung erleichtert. Ich sehe hier eine Parallele zu RAK-WB, bei denen sich Inhaber von Online-Katalogen über die Ordnungsregeln, die ja nur für Zettelkataloge gelten, ebenfalls keine Gedanken machen müssen. Da den Online-Katalogen die Zukunft gehört, sollten Entscheidungen nicht orientiert an Zettelkatalogen getroffen werden.

Wenn nun also nach unserer Meinung eine Sacherschließung im Verbund auch für die lokalen Benutzer sinnvoll ist und die Hilfsmittel in RSWK und SWD bereit stehen, müssen wir uns der lokalen Sacherschließungssituation zuwenden. Diese ist dadurch gekennzeichnet, daß in Konstanz die Bücher systematisch, und zwar feinsystematisch, aufgestellt und dadurch bereits sachlich erschlossen werden. Von diesem Prinzip können und wollen wir aus verschiedenen Gründen, die ich hier nicht näher ausführen wollen, nicht abgehen. Unsere jetzige Form der systematischen Sacherschließung wird also auch künftig Grundlage der lokalen Sacherschließung sein. Die Systemstellen, die bei der Sacherschließung gebildet werden, um einem Buch einen Standort zuweisen zu können (z.B. bub 321), erhalten eine verbale Umschreibung, also einen Namen (bub 321 wird beschrieben durch die Bezeichnung "Auskunft", was bedeutet, daß die Literatur zu dem Thema Auskunft in der Bibliothek an dieser Stelle zusammen aufgestellt wird). Alle diese Systemstellenbeschreibungen (Klassenbezeichnungen) werden bisher fächerübergreifend in eine einzige alphabetische Reihenfolge gebracht; dadurch entsteht das Schlagwortregister. Je mehr Systemstellen eingerichtet werden, um so mehr Systemstellenbeschreibungen gibt es und um so mehr Eintragungen im Schlagwortregister entstehen. Man, d.h. Benutzer wie Bibliothekare, kann in KOALA als Suchbegriffe Sachbegriffe eingeben, und wenn die eingegebenen Sachbegriffe mit solchen übereinstimmen, die im Schlagwortregister (online) enthalten sind, so gibt es einen Treffer, von dem aus man zu den dazugehörigen Titeln der einzelnen Bücher geführt wird. Je mehr Sachbegriffe das Schlagwortregister enthält, um so größer ist die Trefferwahrscheinlichkeit. Je mehr die Formulierung dieser Begriffe dem Sprachgebrauch der Benutzer entspricht, um so höher ist die Trefferwahrscheinlichkeit. Je spezieller die Frage der Benutzer ist, um so spezieller müssen auch die Begriffe des Schlagwortregisters sein, damit der Benutzer etwas finden kann. Je besser und regelgerechter der

Wortschatz gepflegt wird, um so vollständiger werden die Rückmeldungen von KOALA. Alle diese Zusammenhänge zeigen, daß die Bibliothek auf diesem Sektor etwas bieten muß. Daraus erhebt sich die Frage, ob nicht auch unsere Bibliothek ihre sachliche Bestandserschließung verstärken muß, was wohl bedeutet, tiefer zu erschließen, den Inhalt eines Buches nach allen Richtungen hin auszuloten, auch sehr spezielle Zusammenhänge so zu erschließen, daß Benutzer ohne Umwege direkt mit einer speziellen Fragestellung auf die zugehörigen Buchtitel stoßen.

Wenn man dieses Ziel verfolgt, so gibt es einige Kollisionen, die wir im einzelnen an dieser Stelle nicht lösen können und wollen, sondern nur aufzeigen möchten.

Für die Bildung der Schlagwortregisterbegriffe, also der verbalen Umschreibung der Systemstellen, haben wir viele Jahre lang ein Regelwerk benutzt, das sich für diesen Zweck bewährt hat. Es wurde dem Zweck entsprechend ausgebaut; bestimmte Regeln waren notwendig, um das Register als gedrucktes Werk für die Benutzer handhabbar zu machen.

Derzeit steht die Frage zur Entscheidung an, ob wir das alte Regelwerk verlassen und künftig die Schlagwortregisterbegriffe an RSWK und SWD (Schlagwortnormdatei) ausrichten sollen. Wir sind der Meinung, daß dies sein muß - je früher desto besser. Der Grund ist der, daß RSWK und SWD uns Hilfen an die Hand geben, die wir mehrheitlich für die tägliche Sacherschließungsarbeit nutzen können. Dabei verändert sich für den Fachreferenten seine bisherige Arbeit nur an einer Stelle und der Teil, der den wahren Inhalt seiner Aufgabe ausmacht, bleibt unverändert: er muß wie bisher sich über den sachlichen Inhalt des Buches ein Bild machen - das ist die Aufgabe, wofür er als Fachmann kaum ersetzbar ist. Ändern wird sich künftig nur die Regel, wie er den Inhalt darstellt, welche Formulierungshilfen er benutzt, ob er auf Formulierungshilfen zurückgreifen kann. Im Falle der Fremddatennutzung kann er sich seine eigenen Überlegungen entweder ganz sparen und das Fremddatum als Vorgabe auch für unsere Bibliothek nutzen. Erscheint ihm das Fremddatum unzureichend zur Wiedergabe des Inhaltes, so kann er den Inhalt nach eigener Meinung zusätzlich, nicht anstelle der Vorgabe erschließen.

Die Diskussionen in der Referentensitzung haben uns gezeigt, daß - von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen - RSWK und SWD nicht schlechter sind als die bisher benutzten Regeln, jedoch im Hinblick auf eine künftige verstärkte Sacherschließung uns in den Stand setzen werden, dasjenige Regelwerk bereits zu erlernen, zu praktizieren, dem die Zukunft gehören wird.

Diese Chance müssen wir nutzen - auch wenn, wofür wir volles Verständnis haben, alle Veränderungen mühsam sind, weil vom vertrauten und sicheren Boden wir uns stellenweise auf ungewisses Terrain begeben müssen.

Die parallele Anwendung zweier Regelwerke, eines für das Schlagwortregister Konstanzer Machart und eines für die verbale Sacherschließung im Verbund (und damit auch für Konstanzer Benutzer) halten wir für nicht sinnvoll und auf Dauer machbar. Deshalb plädieren wir für einen schnellen Wechsel.

Was uns in diesem Fall zu tun bleibt sind zwei Dinge: 1. müssen alle Fachreferenten umlernen auf RSWK und SWD. Sie sind bereits ein gutes Stück auf diesem Weg vorangekommen, zumal einige Kollegen tatkräftig angefangen haben. Es hat sich bei der täglichen Arbeit herausgestellt, daß es keine unüberwindlichen Schwierigkeiten gibt. Bisher gelang es uns bei jedem auftretenden Problemfall, einen gangbaren Weg zu finden, denn glücklicherweise sind es nur Ausnahmen, die sich gegen RSWK und SWD sperren. Auch bei der künftigen Arbeit sollten wir konkrete Probleme benennen, analysieren und gemeinsam zu lösen versuchen. Die Institution der 14-tägigen Sacherschließungsdemonstrationen und Problemerkörterungen, Online im Gruppenmedienraum, haben nach unserem Eindruck uns von den abstrakten Debatten hin zu konkreter Problemlösung ein Stück weiter gebracht. Auf diesem Weg sollten wir bleiben, denn Sacherschließung ist nicht das private Vergnügen einiger weniger, genauso wenig wie Formalerschließung das Vergnügen einiger weniger sein kann. So können wir uns bis zum Spätsommer eine Ausgangsposition erarbeiten, aus der heraus wir mit Ruhe einer Sacherschließung im Verbund entgegensehen können - aufgrund der Kenntnis und Vertrautheit im Umgang mit den Instrumenten die zu nutzen sind.

Wir möchten abschließend noch einen Eindruck wiedergeben und eine Parallele ziehen:

Spielt sich bei den Diskussionen um die verbale Sacherschließung, um die Fremddatennutzung, um die Umarbeitung des Schlag-

wortregisters, um die Frage der Arbeit am Bildschirm nicht etwas nochmals ab, was wir vor einigen Jahren schon einmal hatten? Ist die Einführung der Formalkatalogisierung im SWB nicht die Parallele? Wir erinnern uns alle sicherlich noch gut, daß über viele ähnliche Probleme wir uns schon einmal den Kopf zerbrochen haben, vielleicht damals diejenigen, die in der Bibliotheksverwaltung eingebunden sind, mehr als die "reinen" Fachreferenten. Wir hatten das Problem der Fremddatennutzung und die Qualität der Fremddaten diskutiert. Wir haben das erneute Umlernen des Regelwerkes diskutiert. Wir haben die Frage der Bildschirmarbeit diskutiert. Wir haben die Frage der korrekturbedürftigen Altdaten diskutiert. Wir haben Kollisionen zwischen lokalen Bedürfnissen und Zwängen des Verbundes diskutiert. Anfangs haben wir über alle diese Fragen recht abstrakt gesprochen, zurecht, weil es zunächst einmal darum ging, das Terrain zu erkunden, die Probleme zu benennen und schließlich um ein Gefühl für die bevorstehenden Veränderungen zu erhalten. Der nächste Schritt war die zielgerichtete Diskussion über die Lösungswege der festgestellten Probleme, erste Erprobungen und mehr oder weniger tastende Versuche. Schließlich folgte die Realisierung des Verbundes.

Und wo stehen wir mit der Sacherschließungsdiskussion?

Wir stehen beim zweiten Schritt, gelegentlich vielleicht etwas zu rückwärts gewandt. Wir sollten aber nur noch nach vorne schauen. Darüber müssen wir nicht vergessen, daß das, was wir bisher taten, gut war. Es war einer bestimmten Situation angemessen. Aber der Rahmen ändert sich, auch Sacherschließung ist ein gemeinsames Anliegen der Bibliotheken, und dies erfordert Veränderungen in den einzelnen Bibliotheken - nicht nur bei uns.

In gleicher Weise wie wir uns bemühten, daß alle Mitarbeiter, die von den Veränderungen durch die Verbundarbeit betroffen waren, den Wechsel nachvollzogen, müssen wir im Auge behalten, daß alle diejenigen, die Sacherschließung betreiben, auch diesen Wechsel mitmachen. Übergangslösungen, um nicht von Nischen zu sprechen, wird es nur kurze Zeit geben können.

Die Signaturen müssen so beschaffen sein, daß man sie nicht korrekt abschreiben kann, nach Möglichkeit so viele Ziffern und Buchstaben, daß man beim Ausfüllen des Bestellzettels nie genug Platz für die letzte Chiffre hat und sie für unwichtig hält.

Sacherschließung durch Datennutzung

von Adalbert Kirchgäßner

Die formale Erschließung in gemeinsamen Katalogdatenbanken ist inzwischen von den Bibliothekaren teils als notwendiges Übel, teils als Arbeitserleichterung akzeptiert. Dabei werden heute die Erschließungsleistungen der Deutschen Bibliothek wie der Partner im Verbund als regelgerechte Katalogisate anerkannt; und die Zeit, in der jede Titelaufnahme, die nicht selbst erstellt, sondern von anderen übernommen wurde, mißtrauisch beäugt wurde, ist in den meisten Bibliotheken wohl vorbei.

Da die großen Katalogdatenbanken nun bestehen und in Form von Katalogen - ob online oder als Mikrofiche - genutzt werden, ist die logische Folge, daß diese Kataloge auch sachlich erschlossen werden müssen. Dieses muß, da es gemeinsame Kataloge vieler Bibliotheken sind, auch gemeinsam erfolgen. Bei der Formalkatalogisierung war die Voraussetzung noch einigermaßen günstig, da in einer sehr großen Anzahl von Bibliotheken bereits früher nach dem gleichen Regelwerk - nämlich den preußischen Instruktionen - katalogisiert wurde, und so ist der Übergang auf die "neuen" Regeln für das alphabetische Katalogisieren wenn auch mühsam, so doch inzwischen weitgehend abgeschlossen. Bei der Sacherschließung tun sich die Bibliothekare ungleich schwerer, gibt es doch in Deutschland mindestens doppelt so viele Sacherschließungssysteme wie Bibliotheken. Zudem sind die Fachreferenten gewohnt, in ihren Bibliotheken als Einzelpersonenunternehmen ihre Fächer zu versorgen. Und nun sollen sie plötzlich mit anderen zusammenarbeiten, die sie meist gar nicht richtig kennen.

Ein weiteres Hindernis kommt hinzu. Jede Bibliothek lebt auch mit den eigenen Instrumenten, und dazu gehört die Sacherschließung. Wird nun eine neue Sacherschließung aufgebaut, ist es kaum möglich, die bisherige Sacherschließung mit dem neuen Instrument bruchlos weiterzuführen. Da die Regeln für den Schlagwortkatalog die einzige gemeinsame Basis für eine überregionale Sacherschließung abgeben, bleibt bei allen Vorbehalten nur die Anwendung dieses Regelwerkes übrig. Damit stellt sich die Frage, wie mit der bisherigen Sacherschließung umzugehen ist. Es bleiben zwei Möglichkeiten: Entweder man führt die eigene lokale Sacherschließung neben der regionalen Sacherschließung weiter, oder man bricht die eigene althergebrachte Sacherschließung ab. Für die zweite Möglichkeit spricht die Arbeitsrationalität, sofern man die eigene Sacherschließung überhaupt abbrechen kann. Ist diese nämlich gleichzeitig eine Aufstellungssystematik und will man sich trotzdem an einer regionalen Sacherschließung beteiligen, ist man zur Doppelarbeit gezwungen.

Da keine Freihandbibliothek auf ihre Aufstellungssystematik verzichten kann, werden genau die Bibliotheken, die ihre Bestände ihren Benutzern jetzt schon am besten anbieten, mit Mehrarbeit "bestraft", wenn sie dem berechtigten Wunsch nachkommen wollen, die überregionalen Katalogdatenbanken sachlich zu erschließen.

Es ist zu fragen, ob dies so zwangsläufig ist. Sieht man sich in Deutschland um, so gibt es inzwischen vier Katalogverbünde, die große Titelmengen nachweisen. Davon ist bereits einer, nämlich der bayerische, weitgehend sachlich erschlossen. Der nordrhein-westfälische Verbund beginnt gerade mit der Sacherschließung, und im Südwesten wird sie vorbereitet. Es fragt sich, wie sinnvoll es ist, auch diese Arbeit gleich dreimal vornehmen zu wollen. Bei richtiger Organisation der sachlichen Erschließung müßte es möglich sein, hier in einem viel größeren Maße die Arbeit anderer zu nutzen, als dies bei der Formalkatalogisierung möglich ist.

Wie in der Formalkatalogisierung kann man bei der Übernahme der Daten der Deutschen Bibliothek die Sacherschließungsdaten mit übernehmen. Und es ist meines Erachtens auch in der Sacherschließung nur eine Frage der Zeit, bis die Schlagwortketten der Deutschen Bibliothek mehr oder weniger unbesehen übernommen werden. Doch damit ist nur ein Teilproblem gelöst. Ein weiteres Teilproblem kann gelöst werden, wenn die Deutsche Bibliothek die Daten der Library of Congress mit deren Sacherschließungsdaten als Fremddaten zur Verfügung stellt. Dann können diese Angaben für die deutsche Sacherschließung genutzt werden, man muß sie nur in die entsprechenden deutschen Schlagwortketten umsetzen, deren einzelne Begriffe weitgehend in der Schlagwortnormdatei nachgewiesen sind. In Teilbereichen kann diese Umsetzung sicher bereits von der Deutschen Bibliothek bei der Datenumsetzung von MARC in MAB maschinell vorgenommen werden.

Darüber hinaus kann man aber noch viel mehr von der Arbeit anderer profitieren: Sieht man sich die Neuzugänge des Südwestdeutschen Verbundes und des Bayerischen Verbundes an, so dürften wohl mehr als neunzig Prozent der im Südwesten nachgewiesenen Titel auch im bayerischen Verbund nachgewiesen sein. Um die dort geleistete Arbeit für den Südwesten nutzbar zu machen, ist folgendes Vorgehen vorstellbar:

Bei der Nutzung von Fremddaten werden die Sacherschließungsdaten der Deutschen Bibliothek in die Katalogdatenbank übernommen. Damit ist

ein Teil der relevanten deutschen Literatur bearbeitet. Dann übernimmt man mit entsprechendem zeitlichem Verzug - etwa ein halbes Jahr? - die Sacherschließungsdaten einer entsprechenden Referenzperiode aus dem bayerischen Verbund. Da mit diesem zeitlichen Abstand zum Erscheinen in jedem der beiden Verbünde die für die wissenschaftlichen Bibliotheken relevante Literatur wohl in mindestens einer Teilnehmerbibliothek beschafft und auch bearbeitet worden sein wird, können für die über neunzig Prozent identischen Titel die Sacherschließungsdaten übernommen werden.

Nach ein bis zwei Jahren kann man die Titel, die nach der Übernahme der Daten der Deutschen Bibliothek und der bayerischen Daten sachlich noch nicht durch Fremddaten erschlossen sind, maschinell herausziehen. Nur diese sind von den am Südwestverbund beteiligten Bibliotheken sachlich noch zu erschließen. Bei zwölf beteiligten großen Bibliotheken bleibt für die einzelne Bibliothek noch nicht einmal jedes hundertste Buch übrig, das dann noch sachlich erschlossen werden

muß. Wenn man dann noch berücksichtigt, daß mehr als sechzig Prozent der von den Bibliotheken beschafften Bände bereits von anderen Bibliotheken katalogisiert und damit bearbeitet worden sind, bleibt auch bei geringerer Überschneidung des jeweils einzelnen Bibliotheksbestandes mit dem Gesamtbestand für die einzelne Bibliothek nur noch ein Erschließungsaufwand im Promillebereich übrig.

Bei einem derartigen Vorgehen ist die gemeinsame Sacherschließung für die einzelnen Bibliotheken mit sehr geringem Aufwand verbunden. Die Bibliotheken können sie also sehr billig bekommen. Für alle Bibliotheken, die eine systematische Erschließung als Aufstellungsordnung für ihren Freihandbestand brauchen, bleibt der für die verbale Sacherschließung zusätzlich erforderliche Aufwand in sehr engen Grenzen. In allen Magazinbibliotheken muß man sich dann die Frage stellen, ob man die bisherigen Sachkataloge, die ja mit einem sehr hohen Aufwand verbunden sind, künftig weiterführen will.

EINIGE THESEN ZUR VERBALEN SACHERSCHLIESSUNG IN KONSTANZ

Von Helmut Rauhut

Als langjähriger Betreuer des Schlagwortregisters möchte ich zu dem zur Zeit im Umbruch befindlichen Arbeitsgebiet der Sacherschließung einige grundsätzliche Bemerkungen machen.

Die verbale Sacherschließung, also die inhaltliche Erschließung unserer Buchbestände mit Hilfe von Sachbegriffen, wird zur Zeit bei uns neu - und kontrovers - diskutiert. Es geht um zwei Projekte: die kooperative Verschlagwortung einzelner Titel im Verbund auf der Basis der "Regeln für den Schlagwortkatalog" - RSWK - und der Schlagwortnormdatei - SWD - , und die Angleichung des Schlagwortregisters an eben diese Regeln und diese Datei, vielleicht auch um eine Verknüpfung dieser beiden Erschließungsinstrumente.

Die kooperative Verschlagwortung soll in einer Testphase in diesem Jahr beginnen; es nehmen drei Fachreferenten daran teil, Frau Brommer, Herr Jochum und Herr Wilkens. Dabei geht es im wesentlichen um die Verschlagwortung neu erworbener fremdsprachiger und älterer deutschsprachiger Titel; die Schlagwortdaten der DB sollen für die Titel ab 1986 in den Verbund eingespielt werden.

Die Art und Weise der Fortführung des Schlagwortregisters ist noch nicht endgültig geklärt. Einige Veränderungen gegenüber der bisherigen Organisation, die sich zuletzt in den Papier-

ausdrucken des Schlagwortregisters und der Fächergliederung 1986 niederschlug, haben schon stattgefunden: die Arbeitsweise hat sich von off-line zu on-line hin entwickelt, die laufende Eingabe erfolgt nicht mehr durch Hilfskräfte, sondern durch den bearbeitenden Fachreferenten selbst; die Datenstruktur wurde gemäß der Konstruktion der sogenannten "Notationsstammdatei" im BIS-System des Verbundes angelegt und in dieser Form in KOALA übernommen; für die on-line-Recherche wurde - dies die wesentliche Neuerung - die Verknüpfung der Sachbegriffe über die Systemstelle/Notation mit den hierunter subsumierten Buchtiteln ermöglicht (diese Verknüpfungsmöglichkeit sollte künftig auch die Notationserstreckungen einbeziehen); fest vorgesehen ist auch in Zukunft der Papierausdruck von Schlagwortregister und Fächergliederung, für ihn muß allerdings noch die Programmierung erfolgen. Die wesentliche Entscheidung für das Schlagwortregister betrifft jetzt die eventuelle Anwendung der "Regeln für den Schlagwortkatalog", die 1986 in endgültiger Fassung vom Deutschen Bibliotheksinstitut herausgegeben wurden, und die Begriffsnormierung anhand der auf der Basis der RSWK erarbeiteten Begriffsliste der auf Mikrofiche und eben in den Verbund eingespielt vorliegenden Schlagwortnormdatei. Im Hinblick auf baldige Papierausdrucke ist als Aktion dann die Nachführung von Beschreibungen noch nicht verbalisierter, aber mit

Buchtiteln besetzter Systemstellen und die Korrektur von vorhandenen Systemstellenbeschreibungen nach RSWK anvisiert.

Im folgenden möchte ich in Form von Thesen einiges Grundsätzliche zu bedenken geben, das bei den fraglichen Neuerungen beachtet werden sollte.

1. Es sollte primär der Nutzen für unsere Bibliothek und ihre Leser ins Auge gefaßt werden.

Eine zukunftsorientierte Angleichung und Einbindung unserer Bibliothek in regionale/nationale Regeln und Systeme der Sacherschließung ist nicht ein Wert an sich; es ist genau zu prüfen, inwieweit der zusätzliche Arbeitsaufwand, den wir im Rahmen eines größeren Systems erbringen, sich für uns in Form von verwendbaren Fremdleistungen tatsächlich bezahlt macht.

2. Ein künftiges Nebeneinander von Schlagwortregister und Einzelverschlagwortung sollte in einem vertretbaren Kosten-Nutzen-Verhältnis stehen.

Die Einzelverschlagwortung von Titeln zusätzlich zur, für die Freihandaufstellung unabdingbaren Systematisierung bedeutet einen erheblichen Mehraufwand, der in Konstanz in den Anfangszeiten und nochmals vor einigen Jahren nach ausführlicher Diskussion explizit verworfen wurde. Freilich ist heute die Situation etwas anders, da nun im Verbund die Initiative ergriffen wird und Fremdleistungen genutzt werden können. Dringender als für uns ist die Verschlagwortung von Einzeltiteln freilich für die alten Bibliotheken, da sie im Gegensatz zu uns hier erstmalig online-Sacherschließung ermöglicht. Eine abwartende Haltung - auch nach dem Testlauf -, die es in größerem Umfang ermöglichen würde, Erfahrungen anderer zu bedenken, würde uns guttun. Die Doppelung verbaler Sacherschließung muß inhaltlich einen deutlich erkennbaren zusätzlichen Gewinn bringen. Ein Argument dafür könnte z.B. sein, daß Einzelverschlagwortung des jeweiligen Buchinhalts beliebig tief in der Begriffsspezifizierung hinabsteigen kann, während eine Aufstellungssystematik genereller bleiben muß, also eine Ergänzungsfunktion gerade in den Fächern erfüllen kann, in denen die Systematik relativ grob konstruiert ist. Aber rechtfertigt ein solches Detail den Aufwand? Zu bedenken ist, daß wir mit dem das Wesentliche längst erfassenden Schlagwortregister den Gesamtbestand unserer Literatur einschließlich älterer und fremdsprachiger erschließen, neuerdings durch die Verknüpfung der Systemstellen mit einzelnen Titeln auch in Form eines Quasi-Schlagwortkatalogs, was mit Hilfe von Einzelverschlagwortung auch unter möglicher Zuhilfenahme von Fremdleistungen etwa durch Datenabgleich mit dem verschlagwortenden Bestand

anderer Bibliotheken oder Verbünde nie in toto möglich sein wird. Eine nachträgliche Verschlagwortung aller in Konstanz vorhandenen Titel in manueller Einzelarbeit ist eo ipso illusorisch. Bei einer Doppelung der verbalen Sacherschließung ist schließlich die Gefahr einer Überinformation des Benutzers zu befürchten. Am KOALA-Benutzerterminal sind zwei Formen der Anbietung für diese beiden Erschließungsformen denkbar: eine, die diejenigen Titel, die durch Einzelverschlagwortung oder durch das Schlagwortregister recherchierbar sind, in einer gemeinsamen Kategorie "Sachaspekt" zusammenbringt, oder eine, die zwei getrennte Kategorien, etwa "Schlagwort" und "Aufstellungsregister", für die Sachrecherche anbietet.

Die erstere kann Verwirrung stiften, die zweite wahrscheinlich gar nicht in ihrer Differenzierung vom Benutzer verstanden werden, zumal er ja zusätzlich im Titelmateriale auch thematisch suchen wird.

3. Die primäre Sacherschließungsfunktion hat an unserer Bibliothek ihrer Konzeption gemäß die Freihandaufstellung; die übrigen Instrumentarien, seien sie on-line oder auf Papier, sind nachrangig und auf sie bezogen.

Die sachliche Ordnung, ablesbar an den Regalen anhand den von der Fächergliederung dargebotenen Formulierungen in den Übersichtstafeln und in den Einzelbeschilderungen führt direkt zu den gesuchten Büchern. Beim browsing im größeren Zusammenhang und beim Anblättern des jeweiligen Buches kann der Benutzer das Gefundene als das Gesuchte verifizieren - oder auch falsifizieren - in einer Weise, die Bildschirm und Papier nicht zu bieten vermögen. Den weiteren Zugang zu der Buchaufstellung vermitteln - auf Papier oder on-line - Schlagwortregister bzw. Fächergliederung. Der Schlagwort"katalog" on-line ist nachgeordnet.

4. Die Funktion des Schlagwortregisters und der Fächergliederung als Erschließungsinstrumente für die Aufstellungssystematik muß voll gewahrt bleiben.

Diese Forderung leitet sich aus der genannten zentralen Bedeutung der Freihandkonzeption unserer Bibliothek ab. Aus ihr folgt z.B., daß nicht etwa zugunsten einer stringenter Anwendung der für den Schlagwortkatalog entwickelten Regeln - RSWK - die für das Schlagwortregister erforderlichen abweichenden Konstruktionen und Formulierungen übergangen werden dürfen. Ein Register, das Systemstellen verbalisiert, kann nicht identisch mit einem auf Buchtitel bezogenen Schlagwortkatalog sein. Wie in dem zusammen mit Herrn Wagner präsentierten Papier dargelegt, be-

trifft dies etwa besondere Formen der Pluralbildung, die Notwendigkeit der Aneinanderreihung gleichrangiger Begriffe, für die ein gemeinsamer Oberbegriff fehlt, die Beibehaltung der Sammelstellen für "Einzelheiten", die Konstanzer Eigenkonstruktion der "siehe-unter"-Verweisung, Permutationsformen für Schlagwortregisterketten, die von den RSWK-Regeln getrost abweichen können. Die Hierarchieangaben bleiben wichtig für die drucktechnische Gliederung der Fächergliederung und könnten darüberhinaus für die automatische Generierung von hierarchischen Verweisung - vom gewählten Einstiegsbegriff auf Ober- bzw. Unterbe-

griffe - bei der Recherche am Bildschirm herangezogen werden. Für eine optimale Lesbarkeit der Fächergliederung wurde ein Verfahren der Verschlankung der Schlagwortketten vorgeschlagen.

In der Diskussion über die künftige Form von Schlagwortregister und Fächergliederung zeichnen sich gangbare Kompromisse ab. Bei der Entscheidung für den Gesamtkomplex der verbalen Sacherschließung wünsche und hoffe ich, daß der für unsere Bibliothek und ihre Benutzer sinnvolle Weg gegangen wird.

Die Zeit zwischen Bestellung und Aushändigung eines Buches muß sehr lang sein.

Was wird aus dem Schlagwortregister, wenn ...

von Karsten Wilkens

Die Frage könnte so verstanden werden, als drohe irgendeine Gefahr. Nun, man hört jetzt öfter die Meinung, auf dem Gebiet der Sacherschließung gebe es Handlungsbedarf, auch in unserer Bibliothek. Wird damit das bestehende System in Frage gestellt? Auf jeden Fall betrachtet man es als nicht ausreichend. Und in der Tat könnten Umstände eintreten, die eine feinere oder tiefere sachliche Recherche im Benutzungsangebot der Bibliothek erforderlich machen. Derzeit ist immer noch die Freihandaufstellung selbst die primäre Sacherschließungsform. Viele Benutzer finden sich am Regal zurecht, ohne Microfiche-Katalog, Schlagwortregister oder Bärle benutzen zu müssen. Ihnen sollten wir durch eine verbesserte Beschilderung helfen. Was wird aber, wenn wir nicht mehr 100 % unseres Bestandes, sondern, sagen wir, nur noch 75 % frei zugänglich aufstellen können, einfach weil uns der Platz ausgeht? Hier droht eine Gefahr für die *Freihandaufstellung*. Aber vielleicht liegt darin auch eine Chance.

Vorläufig brennt uns das Problem des Ausgliederens noch nicht so auf den Nägeln - zumal die Stellfläche durch einen Anbau erweitert werden soll. Aber wir tun gut daran, es stärker als bisher in die Überlegungen und Planungen einzubeziehen.

Eins scheint mir von der Geschichte unserer Bibliothek und ihrem Ansatz her klar zu sein: Die Freihandaufstellung muß attraktiv bleiben! Geübte und ungeübte Benutzer sollten wie bisher ihren Literaturbedarf in der Bibliothek zu einem großen Teil ohne vorherige Katalog- oder Terminalbenutzung befriedigen können. Hier liegt nach wie vor die

Hauptaufgabe unserer Sacherschließungstätigkeit. Aber auch bei der Erfüllung dieser Aufgabe werden wir zwei Entwicklungen Rechnung tragen müssen: dem zu erwartenden weiteren Etatrückgang und eben den sich laufend verschärfenden Raumproblemen. Bei geringerem Etat wird sich ein Fachreferent nicht nur genauer überlegen müssen, ob er ein bestimmtes Buch anschafft, sondern vielleicht auch, an welchem Platz im Freihandbereich er es dann am besten unterbringt, wo er es am ehesten an den Mann oder die Frau bringen kann - damit sich die Ausgabe lohnt! Und vielleicht wird er noch mehr als bisher dafür tun wollen, dem Benutzer das Buch sozusagen schmackhaft zu machen, und also die Bemühungen um eine sachgerechte Bestandsvermittlung intensivieren. Eventuelle Ausgliederungsmaßnahmen bieten zugleich immer auch die Chance - denn man wird sich die betreffenden Systemstellen daraufhin (d. h. auf die Ausgliederungsmöglichkeit) anschauen müssen -, diese Stellen dabei auch insgesamt einer Revision zu unterziehen und auf ihre Funktionstüchtigkeit überhaupt zu überprüfen; z. B. wird man fragen: Sind es nicht zu viele Bände mit zu heterogenen Inhalten, die hier an einer Stelle zusammengeführt sind? Würde sich nicht eine bessere Gliederung, eine genauere Differenzierung empfehlen? Aber ist es möglich, aus dem bestehenden "Konglomerat" disparate und exakt zu benennende Themenkomplexe herauszukristallisieren, so daß eine feinere Neugliederung auch überzeugen und zu einer gezielteren, sichereren Suche beitragen kann? Umgekehrt gibt es den Fall, daß eine Zusammenfassung inhaltlich eng benachbarter Stellen zu mehr Klarheit und damit Serviceverbesserung führt,

z. B. wenn sie sozusagen zueinander in Konkurrenz stehen oder sich überschneiden usw. Immer aber wird der Fachreferent überlegen müssen, ob die vorliegende Benennung der alten oder neuen Stellen in der Regalbeschilderung, im gedruckten Schlagwortregister und in der Fächergliederung und im Rahmen der Sachrecherche am Terminal inhaltlich zutrifft und eine erfolgreiche Suche ermöglicht. Ich behaupte einmal: Nur eine präzise und zugleich "mundgerecht" definierte Systemstelle kann ihre - vom Fachreferenten intendierte - Funktion erfüllen. Denn nur dann fügt sie sich dem wie auch immer gearteten Erwartungshorizont der Benutzer ein.

Nun gibt es die Meinung, daß eine wohlgegliederte Regalaufstellung für sich selber spricht. Aber auch schon für die gute Gliederung an sich sind klare Abgrenzungen und exakte Definitionen Voraussetzung. Darüber hinaus unterliegt es wohl kaum einem Zweifel, daß eine vielleicht nicht zu üppig, aber gezielt und optisch wirksam eingesetzte Beschilderung dem Benutzer manchen unnötigen Weg und Suchvorgang ersparen hilft. In erster Linie durch die Beschilderung teilt der Fachreferent dem Benutzer mit, was er sich bei der Aufstellungsgliederung gedacht hat. Und der Benutzer sollte die Gedanken des Fachreferenten ohne große Mühe nachvollziehen können.

Aber auch die anderen Hilfsmittel haben wichtige Funktionen. Z. B. die thematische Suche am Terminal. In welcher Form sie auch immer angegangen wird - ob als Stichwortrecherche unter Funktion 2 oder als Sachrecherche unter Funktion 3 des Buchanfragemenüs oder vielleicht auf noch andere Weise -, in jedem Fall dürfte sie nicht selten Einstiegserfahrungen vermitteln, die für die Beschäftigung mit einem Thema von entscheidender Bedeutung sind. In anderen Fällen wird dieser Weg gewählt, um die vorhandene Literaturkenntnis um Titel zu ergänzen, die im Buchbereich an anderen als den bereits aufgesuchten Stellen zu finden sind usw. Oder man geht ans Terminal, um sich gleich vormerken zu können, weil man fürchtet, daß viele Bücher aus dem betreffenden Gegenstandsbereich ausgeliehen sind und der Weg ans Regal umsonst sein könnte - der Möglichkeiten sind viele, und über die Suchüberlegungen und -wege der Benutzer wissen wir Bibliothekare nach wie vor viel zu wenig. Umso wichtiger ist auch hier Präzision und "Volkstümlichkeit" des Rechercheangebots.

Nun bin ich der Meinung, daß für die thematische Suche am Terminal oder in gedruckten Unterlagen wie dem Schlagwortregister, der Fächergliederung, den Fachführern auf der einen und die Regalbeschilderung auf der anderen Seite eine einheitliche Terminologie zugrundegelegt werden sollte. Wie man am Terminal sucht und eventuell findet, so sollte man auch am Regal suchen und

finden können - und vielleicht auch umgekehrt! Und hier liegt nach wie vor die unerläßliche Funktion des Schlagwortregisters, sei es in der gedruckten Ausgabe oder in der Online-Version. Es ist, in seinen verschiedenen "Erscheinungsformen", das wohl wichtigste Hilfsmittel der Freihandbenutzung. Durch den Zwang zur Präzision hilft es dem Fachreferenten bei der benutzergerechten Organisation "seiner" Fachaufstellungen und dem Benutzer bei der sinnvollen und effizienten Nutzung dieses Angebots. Es ist sozusagen der Transmissionsriemen zwischen der Bibliothek (den Fachreferenten) und der sachlich-thematisch orientierten Benutzung.

An dieser Stelle komme ich nun noch einmal auf die sicher nicht zu vermeidende Ausgliederung zurück. Die Notwendigkeit der Ausgliederung hängt nicht nur mit dem schlichten Faktum der Raumknappheit zusammen, sondern auch mit der Schwierigkeit, sich in der "ausufernden" Freihandaufstellung zurechtzufinden. Das Bibliothekswachstum hat seinen Grund letztlich in der "Literaturschwemme", der Fülle und Vielfalt des Literaturangebots. Beides, Wachstum und Ausgliederung, werden vermutlich die "reine" Freihandsuche ohne Hilfsmittel zurückgehen und die Terminal- oder Katalogrecherche mehr in den Vordergrund rücken lassen. Wo werden die ausgegliederten Bestände untergebracht, wie werden sie erschlossen sein? Es ist davon auszugehen, daß die zunehmende Unübersichtlichkeit des Literaturangebots und die unumgängliche räumliche Dezentralisierung der Bibliotheksbestände - auch im Rahmen unseres "einschichtigen" Systems - neue oder zusätzliche Formen der Sacherschließung erforderlich machen. Von daher erscheint es ein vernünftiger Ansatz, im Südwestverbund eine kooperative Sacherschließung auf der Basis der RSWK (Regeln für den Schlagwortkatalog) und der SWD (Schlagwortnormdatei) zu erproben. Irgendwann wird dann vielleicht (hoffentlich) die Schlagwortsuche direkt in der Verbunddatenbank auch für den Benutzer möglich sein. Aber auf jeden Fall werden die lokalen OPACs von der Sacherschließungsleistung des Verbundes profitieren können.

Genau an dieser Stelle ist meine Titelfrage angesiedelt: Was wird aus unserem Schlagwortregister, wenn mehr und mehr Schlagwortketten aus dem Verbund in unsere Lokale Datenbank überspielt und im Rahmen des einfachen Bärle oder einer differenzierteren "Expertenrecherche" für die sachliche Suche angeboten werden? Ist es möglich, die beiden Systeme irgendwie zusammenzuführen? Oder sollten sie, wenn vielleicht nicht terminologisch verschieden, so doch funktionell getrennt bleiben? Oder beides - getrennt, aber auch vereinigt?

Darüber nachzudenken, das Schlagwort-

register gegebenenfalls in die dafür erforderliche "Form" zu bringen und an der Entwicklung einer

entsprechenden Benutzeroberfläche mitzuwirken, ist des Schweißes der Edlen wert.

Eccolo, - Umberto Eco Eccola, - die Negativbibliothek

von Robert Bergmann

"Die Ruchlosen behaupten, daß in der Bibliothek die Sinnlosigkeit normal ist."

Im Namen der Bibliotheken.

Im Jahre des Herrn 1517 schlug der Theologieprofessor Martin Luther seine 95 Thesen an das Portal des Doms zu Wittenberg und reformierte die halbe Christenheit. Fast fünf Jahrhunderte später, genauer: am 10. März 1981, verkündete der Professor für Semiotik an der Universität Bologna Umberto Eco einem staunenden Publikum sein Programm einer Negativbibliothek. Die Auswirkungen der revoltierenden neunzehn Punkte sind noch nicht abzusehen. Welche Bibliothek schlägt sich auf die Seite der Reformierten?, welche wartet lieber auf die Gegenreformation?

Eines ist sicher: den geplagten Bibliothekaren soll endlich Recht widerfahren, und die unbotmäßigen Benutzer werden in ihre Schranken verwiesen. Schluß mit dem Liebedienern vor Krethi und Plethi. Jeder Bibliothekar sein eigener Herr, jede Bibliothekarin ihre eigene Dame, und die Bibliothek ein Hoheitsgebiet für sich. Nutzer, Nutzerin, Nutzung, ob mit oder ohne schmückendem Präfix Be-, diese anstößigen Wörter werden aus dem Sprachschatz der Bibliothekare gestrichen, und übrig bleibt nur der eigene Nutzen, das eigene Frommen.

Wie soll es weitergehen? Umberto Eco wird bereits - hinter vorgehaltener Hand - als Festtagsredner des Bibliothekartages in Saarbrücken gehandelt. Dort sollen in extenso und ex cathedra die neunzehn

Thesen vertieft, ausgeweitet, angereichert, - kurz: amplifiziert werden. Der gewichtige italienische Linguist, Wortkünstler von Statur, dürfte keine Schwierigkeiten haben, sein Neunzehnpunkteprogramm einzupendeln. Und wenn das Pendel des Foucault erst schwingt, wenn bewiesen ist, daß die Negativbibliotheken im entgegengesetzten Sinne rotieren, wird keine Macht der Welt den bequemen Eigendrail der Bibliothekare ändern können.

Um die Leserschaft von Bibliothek Aktuell nicht allzusehr aus der Fassung zu bringen, werden Umbertos Thesen nur auszugsweise, kommentarlos und über das ganze Heft verstreut wiedergegeben. Neue Weisheit will löffelweise geschluckt werden. Ecos Thesen bilden gleichsam den Kontrapunkt zu den tiefeschürfenden Beiträgen, in die sie sich eingeschlichen haben. Die geneigte Leserin, der geneigte Leser mögen selbst herausfinden, auf welcher Seite Fug und Unfug, Sinn und Widersinn stehen.

(Wer den wahren Umberto Eco kennenlernen möchte, lese seinen Roman "Im Namen der Rose", tauche ein in das brodelnde, sinnverwirrende Mittelalter und kühle sich ab in Ecos Vortrag "Die Bibliothek", dem alle Zitate entnommen wurden. Auf daß der passionierte Bibliotheks(be)nutzer Eco in unserem Magazin keine Unbill erfahre.)

Umberto Eco: Die Bibliothek. Festvortrag zum fünf- und zwanzigjährigen Jubiläum der Mailänder Stadtbibliothek. München, Wien: Hanser 1987

Bibliothek 1800

von Uwe Jochum

"Die Königliche Bibliothek ist drey Tage in der Woche offen: Montags, Donnerstags und Freytags; und zwar an diesen Tagen Vormittags von 10 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 4 Uhr." Mit diesen Worten beginnt das *Regulativ über die öffentliche Benutzung der Königlichen Bibliothek in Berlin* aus dem Jahr 1790. Eine merkwürdige Instruktion für eine Bibliothek, möchte man meinen, sind wir doch heute ganz andere Öffnungszeiten gewöhnt: Das, was die Königliche Bibliothek in Berlin in einer ganzen Woche an Öffnungszeiten zusammenbringt, schaffen wir heute an einem Tag.

Wie war das also damals an einer der großen Bibliotheken? Wieviel Personal gab es, wie war die Arbeitszeit, wer konnte was leihen? Gab es überhaupt so etwas wie einen "Service" für Benutzer? Diese Fragen vollständig und historisch erschöpfend beantworten zu wollen, bräuchte man vielleicht wirklich die Muße, die ein preußischer Bibliothekar damals noch hatte. Aber die Geschichte ist zu verlockend, um sie nicht wenigstens als Skizze zu erzählen: als Skizze einer idealtypischen Bibliothek ums Jahr 1800.

Über die Öffnungszeiten wissen wir ja nun

schon einiges. 12 Stunden in der Woche war durchaus schon viel, wie zeittypische Klagen bestätigen. "Ich kenne Bibliotheken", schreibt ein damaliger Schreiber von Bibliotheksführern, "die ob man sie gleich öffentliche Bibliotheken schilt, zu ganzen Jahren nicht einmal eröffnet werden, und wo das Daseyn selbst Litteratis [= Schriftstellern] dieser Stadt noch unbekannt ist." Hier bewirkte der Fortgang der Zeiten durchaus keinen Fortschritt, denn noch 1812 bestimmt ein weiteres Reglement für die Berliner Königliche Bibliothek: "Die Königliche Bibliothek ist zum Gebrauch für Leser offen [für wen denn sonst?]: Nachmittags an allen Wochentagen (Sonntag ausgenommen) von Zwey Uhr an bis Fünf Uhr im Sommer und bis Vier Uhr in den Wintermonaten." Macht immerhin 18 Öffnungsstunden im Sommer und doch wieder nur 12 im Winter.

Diese unterschiedlichen Sommer- und Winter-Öffnungszeiten haben zum einen mit den Lichtverhältnissen, zum andern aber mit Heizungsproblemen zu tun: "Unter keinen Umständen muß [=darf] ein brennendes Licht oder ein Kohlenbecken [damit wurde also geheizt!] in den Bibliotheken Saal gebracht werden; auch müßet Ihr Bibliothecarien in dem daran stoßenden Arbeitszimmer niemals bey Lichte arbeiten, sondern in Euren Wohnstuben, wenn bey kurzen Wintertagen die Arbeit preßant seyn sollte." Ein frühes Beispiel für bibliothekarische Heimarbeit bzw. für das Konzept des dezentralen Arbeitsplatzes. - Wie man sieht, ging das auch ohne Computer. Der Grund für diese (aus heutiger Sicht) "Dezentralisierung" der Arbeit lag aber weder in einer Menschenfreundlichkeit der Arbeitgeber noch in ihrer Menschenverachtung, die etwa zu ausbeuterischer Heimarbeit und Benutzung des eigenen statt des Bibliotheksbleistiftes gezwungen hätte, - der Grund ist vielmehr darin zu suchen, daß damals Freizeit und Arbeit noch viel weniger getrennt waren als heute. Wie hat man denn aber damals gearbeitet?

Erfindung des Beamten

"Es ist notwenig, daß die Bibliotheksdiener in den bestimmten Stunden (welche jetzt Vormittags von 9 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 5 Uhr festgesetzt sind) auf dem Lesezimmer der Bibliothek, wozu sie einen Schlüssel bekommen, sich zu rechter Zeit und immer früh genug einfinden, um, was sonst noch nöthig seyn sollte (als Einheizen, Reinigen u.s.w.), gehörig zu besorgen." Das also scheint damals das Problem gewesen zu sein: zu "gehöriger Zeit" am Arbeitsplatz zu sein.

Wir verstehen das besser, wenn wir uns klarmachen, daß um 1800 der Beamte überhaupt erst erfunden wird, seine uns heute "typisch" scheinenden Merkmale also erst durchgesetzt werden mußten. Diese Merkmale für Bibliothekare, d.h. für Biblio-

theksbeamte, denn die nicht-beamteten Mitarbeiter hießen schlicht "Bibliotheksdienner" oder "Amansuenses", diese Merkmale also waren und sind: Abitur (wird um diese Zeit gerade vom Philosophen Schleiermacher in Preußen erfunden), Beherrschung der deutschen Sprache in Wort und Schrift (für die Herstellung der Eingaben beim Ministerium und die Lektüre der "Instruktionen" vom Ministerium), Gewöhntsein, zu festen Zeiten nach Vorgaben zu arbeiten.

Was heute also selbstverständlich ist, nämlich nicht nur während der Arbeitszeit zu arbeiten (oder professionell so zu tun als ob), sondern überhaupt während der Arbeitszeit anwesend zu sein, das war um 1800 noch ein Problem. Daher immer wieder Instruktionen und Anweisungen: "Es kann den Bibliotheksdiennern [...] nicht gestattet werden, nach einer Verabredung unter sich die Zeiten zu theilen, sondern sie müssen in der Regel immer alle zugleich gegenwärtig seyn, weil Arbeiten genug vorkommen, um drey Bibliotheksdienner hinlänglich zu beschäftigen."

Freilich war damals die Art der Beschäftigung nach Dienstgraden sehr unterschiedlich. Der eigentliche Bibliothekar war ja hauptberuflich Professor und dementsprechend entweder gar nicht an der Bibliothek interessiert oder nur insoweit, als sie seinem persönlichen Interesse entgegen kam. Die andern, die Bibliotheksdienner also, hatten dafür die tägliche Routine zu meistern. Es ist daher auch bezeichnend, daß die oben genannten Arbeitszeiten für die Bibliotheksdienner, nicht aber für den Bibliothekar galten. Den leicht zu errechnenden 36 Stunden Wochenarbeitszeit für Bibliotheksdienner (Mo-Sa von 9-12 und von 2-5 Uhr) steht eine nicht genannte Wochenarbeitszeit für die Bibliothekare gegenüber. Was nicht heißt, daß die nicht gearbeitet hätten. Aber bei den Bibliothekaren verfuhr man anders: Da sie in der Hauptsache Akademiker waren, reduzierte man schlicht und einfach ihr Stundendeputat für den akademischen Unterricht und ging offenbar davon aus, daß die beim Unterricht gesparte Zeit dann der Bibliothek zugute käme (so geschehen in Heidelberg).

"Planstellen"

Wir wissen, daß die Berliner Königliche Bibliothek, aus deren Instruktionen ich oben zitiert habe, drei Bibliotheksdienner hatte. Für die Schreibarbeiten gab es außerdem einen Sekretär; eine notwendige Stelle, wenn man bedenkt, daß alles, auch die Katalogzettel, von Hand geschrieben werden mußte, so daß hier in der Tat berufsmäßige Schönschreiber nötig waren. Das wissenschaftliche Personal bestand dann aus zwei Bibliothekaren, die natürlich in unserem heutigen Sinne keine Bibliothekare waren, sondern, siehe oben, Fachwissenschaftler. Damit hatte

die Berliner Bibliothek sozusagen fünf Planstellen. Mehr waren es auch an anderen Bibliotheken nicht. In Heidelberg gab es um diese Zeit einen Bibliotheksdirektor, zwei Bibliothekare (für die Verwaltungsführung und den "wissenschaftlichen Dienst") und einen Bibliotheksdiener (für die handgreiflichen Tätigkeiten).

Bestandszahlen

Die größte wissenschaftliche Bibliothek um 1800 war Göttingen mit rund 200.000 Bänden. Heidelberg hatte über 100.000, eine Fürstenbibliothek wie die in Kassel immerhin noch fast 50.000 Bücher. Das ist nicht vergleichbar mit den heutigen Zahlen, ist aber vor dem Hintergrund der damaligen Buchproduktion zu sehen. Immerhin machen solche Zahlen deutlich, daß das Verhältnis von Büchermenge zu Mitarbeiterzahl sich seit 1800 in der Tat geändert hat: Mühten sich in Heidelberg vier Bibliotheksmitarbeiter mit 100.000 Büchern ab, macht das 25.000 Bücher pro Mann. Heute mühen sich an unsrer Bibliothek rund 120 Mitarbeiter mit 1,5 Millionen Büchern, macht rund 12.500 Bücher pro Mitarbeiter. Ob unsere Arbeitsbelastung damit also nur halb so hoch wie um 1800 ist? Wohl kaum: siehe unsre längeren Arbeitszeiten, siehe die zunehmende Komplexität unsrer Arbeit durch Vernetzungen und Regelwerke etc. Siehe nicht zuletzt die Ausleihzahlen. Von den 100.000 Büchern damals in Heidelberg wurden pro Jahr rund 3000 ausgeliehen. Wir verleihen pro Jahr 600.000 Bücher. Das macht, wenn man so rechnen will, einmal eine dreiprozentige Ausleihquote (damals) und dann eine fünfzigprozentige Ausleihquote (heute).

Buchaufstellung

Wenn man Konstanzer Verhältnisse gewohnt ist, überrascht es kaum, zu hören, daß die Bestände um 1800 systematisch aufgestellt waren. Allerdings muß man dabei beachten, daß Bibliotheken damals in der Regel aus verschiedenen geschenkten oder gekauften (Gelehrten- und Fürsten-) Bibliotheken bestanden. Bei der Übernahme dieser Bibliotheken übernahm man dann gleich auch deren Aufstellung, so daß eine Bibliothek um 1800 im Grunde aus verschiedenen Teilbibliotheken bestand, die jede für sich aufgestellt war. Die systematische Ordnung innerhalb einer jeden dieser Bibliotheken richtete sich nach dem, was um diese Zeit als selbstverständlich galt: zuerst kam die Theologie, dann meist die Jurisprudenz, gefolgt von Medizin, Philosophie und Mathematik. Historiker, Literaten und Poeten hatten sich die niederen Ränge zu teilen.

Diese Aufstellung war indessen weniger für Be-

nutzer gedacht, sondern eher als Magazinaufstellung, die den Kosmos des Wissens abspiegeln sollte. Hinzu kam, daß die Bücher auch nach Formaten schön getrennt stehen sollten, so daß man vielleicht sagen könnte, das Ziel der Aufstellung war die schöne Ordnung, was kaum etwas mit benutzerfreundlicher Ordnung zu tun hat. Der Benutzer wurde meistens auch gar nicht an die Regale gelassen, sondern hatte um Erlaubnis zur Ausleihe zu bitten. Damit wären wir bei der Frage nach den damaligen Benutzern.

Benutzer

Im Gegensatz zu heute war die Benutzerschicht um 1800 relativ homogen: Professoren, Mitglieder der höheren Verwaltung, Geistliche und Adlige. Das Berliner Regulativ ist da 1790 noch sehr streng: "In Absicht des Bücherleihens sollen an Niemand ausser an Prinzen des Königlichen Hauses, an Geheime Staatsminister und an Königliche Generale ohne specielle Erlaubniß Bücher gegen einen Schein von ihrer Hand verabfolget werden." Neben dieser Klasse der privilegierten Benutzer gab es dann nur noch die "übrigen Personen", die als Bittsteller auftreten mußten: "Alle übrigen Personen müssen die Erlaubniß, Bücher nach Hause zu entleihen, bey dem Staatsminister, welcher Chef der Bibliothek ist, schriftlich nachsuchen." Solchermaßen abgeschreckt, blieb nur der Weg ins Lesezimmer, das, siehe oben, gerade 12 Stunden pro Woche geöffnet war. Aber auch der Zutritt zum Lesezimmer war nicht ganz leicht. Denn erstens war das Lesezimmer nicht einfach zum Lesen da, sondern nur für akademische Lektüre. Das heißt: Wer zum Romanlesen kam, der mußte feststellen, daß die Bibliothek "alle bloß zur Unterhaltung bestimmten Bücher, wie Romane u.a. belletristische Werke der Zeit entweder nicht an[schafft] oder, wenn sie dieselben zufällig oder aus andrer Rücksicht besitzt, so werden sie den Lesern, die bloß zu ihrer Unterhaltung drin lesen wollen, nicht überliefert." Das scheint das historische Vorbild für unsre Mediothek zu sein. Aber das Lesezimmer, das nicht zum Lesen da war, durfte auch nicht von jedermann betreten werden: "Unerwachsenen Personen wird der Gebrauch des Lesezimmers nicht verweigert, jedoch ebenfalls nur zu eigentlich wissenschaftlichen Zwecken und unter der Bedingung, daß sie das erstemal sich durch eine Empfehlung des Directors des Gymnasiums zu ihrem Besuche legitimiren; nicht aber durch eine Empfehlung ihrer Aeltern oder häuslichen Vorgesetzten, [...]." Wer fehlt in dieser peinlich genauen Regelung? Richtig: die Frauen.

Frauen und Bibliotheken

Frauen kommen in Bibliotheken aus mehreren

Gründen nicht vor. Zum einen sind Frauen um 1800 keine Akademikerinnen. Dies war freilich nicht immer so. Noch in den 1780iger Jahren konnten Frauen an Hochschulen in Deutschland promovieren und taten das auch. Aber mit der preußischen Universitätsreform, die uns das Ideal der humanistischen Bildung eingebracht hat, werden Frauen zugleich vom akademischen Betrieb ausgeschlossen. Ihr Bereich ist für gut 100 Jahre nicht mehr die Universität, sondern der Salon, wo sie die Schriftsteller, die sie lieben (das Satzsubjekt ist mit Absicht im Unklaren gelassen), treffen können. Frauen werden also dem Bereich der literarischen Konsumtion zugesprochen und dürfen weder studieren noch schreiben. Es dauert bis zu Courts-Mahler, bis Frauen wieder erfolgreich schreiben dürfen (freilich zunächst nur Schund), und es dauert bis zu Lou Andreas-Salomé, bis Frauen wieder promovieren dürfen (freilich zunächst nur in der Schweiz, erst ab 1908 auch wieder in Preußen).

Ist die Frau also einmal auf ihr Dasein als Nichtakademikerin festgeschrieben (nämlich in Erlassen von Männern), braucht sie auch keine Universitätsbibliothek zu betreten. Denn zum einen fänden sie dort gar keine Romane (Frauen um diese Zeit lesen nur Romane, während ihre Männer wissenschaftliche Werke lesen) und zum andern dürften sie die Romane, die "aus andrer Rücksicht" (siehe oben) nun vielleicht doch vorhanden sind, nicht ausleihen. Frauen sind damit außer auf Salons auf die Leihbibliotheken angewiesen, die um diese Zeit wie Pilze aus dem Boden schießen, um sofort von beamteten männlichen Akademikern verdächtigt zu werden, die Bildung zu ruinieren. Bildung nämlich war ein hartes Geschäft, bei der man die immer gleichen verstaubten Follanten zu wälzen hatte (Männer). Dagegen versprach die Leihbibliothek das befristete Glück der Lektüre von Neuem (Frauen). Erst am Ende des Jahrhunderts dürfen Frauen auch in Bibliotheken arbeiten: als Hilfspersonal und Sekretärinnen, die nun zwar schreiben dürfen, auch wenn es nur das ist, was der vorgesetzte Beamtenmann ihnen diktiert. So war das. Und so ist das.

Geld

Den Bibliotheken ging es immer schon schlecht. Der alte Trick der Finanzverwaltung, den eingereichten Etat zu kürzen, funktionierte schon 1800. Humboldt beantragte z.B. für die Berliner Bibliothek 10.000 Taler, davon wurden bewilligt 3.500. Die Heidelberger Universitätsbibliothek hatte einen jährlichen Etat von 3.000 Gulden und aus dem Ankauf der Salemer Bibliothek im Jahre 1833 Schulden (!) in Höhe von 14.000 Gulden. Auch damals mußte daher die Finanzverwaltung mit Sonderzuweisungen ausheifen, ohne allerdings den Jahresetat zu erhöhen. Immerhin durften die Bibliotheken gelegentlich ihre

"Nebeneinnahmen" behalten, aber das lag, siehe Heidelberg, ganz im Sinne des Ministeriums, das dadurch wiederum größere Zuschüsse sparen konnte.

Über die Höhe dieser Summe im Vergleich zu heute kann man nur spekulieren. Eine Vergleichszahl erhält man z.B. dadurch, daß man den jährlichen Buchetat in Relation setzt zum Einkommen eines Bibliothekars. Man erhält dann folgende Zahlen: Jahreseinkommen eines badischen Bibliothekars: 600 Gulden. Jahresetat einer badischen Universitätsbibliothek: 3.000 Gulden. Das dürfte kaum so zu verstehen sein, daß der Bibliothekar verglichen mit heute überproportional viel bekam. Vielmehr: der Buchetat war bescheiden.

Das hatte neben häuslicher auch den Grund, daß der Buchmarkt anders strukturiert war: die revolutionäre neue Entdeckung war selten, vielmehr bestand das akademische Studium im wesentlichen in der Reproduktion des Bekannten und Überlieferten. Noch Kant hatte bei Promotionen seiner Schüler darauf zu achten, "ne quid novi insit" (das nichts Neues darin sei). Das hieß für Bibliotheken, daß anders als heute feststand, was wissenschaftlich wichtige Werke waren. Und da das zumeist ältere oder gar antike Autoren waren, deren Werke man natürlich schon (seit Jahrhunderten) besaß, mußte der Etat für Neuerwerbungen auch gar nicht hoch sein. Das Beispiel des Ankaufs der Salemer Bibliothek durch die UB Heidelberg bestätigt das: hier wurde ja nicht für 14.000 Gulden neueste Forschung eingekauft, sondern ein Stück Tradition, die aber deshalb forschungsrelevant war, weil Forschung damals eben wesentlich historische Forschung war.

Gebäude

Daß unsere Vorfahren die Furcht vor Feuer umtrieb, haben wir oben bereits gesehen. Das hinderte sie nicht, in den Bibliotheken auch zu wohnen. Anders als heute war nämlich eine Dienstwohnung für den (die) Bibliothekar(e) in den Räumen der Bibliothek meist integriert, was (siehe ebenfalls oben) natürlich auch mit der Ungeschiedenheit von Arbeit und Freizeit zu tun hat. Wilken (sic) z.B., Oberbibliothekar in Berlin, konnte in der Bibliothek drei Räume bewohnen, hinzu kamen noch zwei weitere Räume in einem Nachbargebäude und, man glaubt es kaum, ein Garten.

Ganz wie heute war das Bibliotheksgebäude aber nicht nur stets von äußeren Gefahren bedroht, sondern auch von inneren: dem wachsenden Bestand. Berlin hatte ca. 150.000 Bände und sollte Anfang des 19. Jahrhunderts einen Neubau bekommen. Es wurden Pläne über Pläne gemacht, die sich alle zerschlugen. Ein Grund war, daß man erschreckt feststellte, daß die geplante Bestandsobergrenze von

500.000 Bänden schon nach 30 Jahren erreicht sein würde. Also machte man es wie heute: man lagerte aus und baute um und an bis es schließlich gar nicht mehr ging. Erst dann wurde ganz neu gebaut.

Kataloge

Da die Bibliotheken systematisch aufgestellt waren, war die Frage eines Katalogs durchaus umstritten: Wozu ein Katalog, wenn man doch nach sachlicher Suche jedes Buch finden konnte? Erst mühsam setzte sich die Erkenntnis durch, daß man neben der Aufstellung als Ordnungskriterium für die Bibliothek auch ein von den Büchern unabhängiges Ordnungsinstrument brauchte: eben den Katalog. Um dieser Erkenntnis zum Durchbruch zu verhelfen, tat die Säkularisierung der Klöster das ihre, denn nun kamen bisher ungeahnte Buchmengen in die Bibliotheken, die beim besten Willen überfordert waren, diese Mengen in ihren Bestand systematisch einzuarbeiten. Die Lösungen waren zum einen die akzessorische Aufstellung, die um 1800 aber vehement abgelehnt wurde, und die Gruppenaufstellung, die in München eingeführt wurde.

Durch die großen Buchmengen jedoch war die systematische Aufstellung im Kern in Frage gestellt, und die Kataloge kamen in den Blick. Daß es einen alphabetischen Katalog geben sollte, war Konsens. Beim Sachkatalog gingen die Meinungen aber stark auseinander: sollte man einen systematischen Katalog herstellen, oder genügte ein Schlagwortkatalog? Die Bindung an überkommene Wissenschaftsvorstellungen führte dazu, daß sich der systematische Katalog durchsetzte. Für ein Jahrhundert war es daher bibliothekarischer Konsens, die Bestände so gut als möglich systematisch aufzustellen und über diese systematisch aufgestellten Bestände einen systematischen Sachkatalog zu führen.

Erst die immer größeren Buchmengen und das Ende der allgemeinverbindlichen Wissenschaftssystematik führte auch hier zum Umdenken: Das 20. Jahrhundert beginnt in den Bibliotheken mit dem Numerus currens und dem Schlagwortkatalog. Es sieht so aus, als begänne das 21. Jahrhundert mit Speicherbibliotheken, Freihandbibliotheken mit systematischer Aufstellung und Schlagwortkatalogen bzw. ihrem modernen Äquivalent: den Deskriptoren der Datenbanken.

Das Ausleihverfahren muß abschreckend sein.

Alemannische Heimatkunde

über Jochen Kelters Buch 'Ein Ort unterm Himmel'

von Robert Bergmann

'Wie aber bin ich hergeraten? - In dem ich ihr nachgegangen bin. Ein denkbar schlechter Start. Sie aber ist gegangen. Aus dem Dorf, weil es zu dörflisch war und nicht in der Stadt. Aus meinem Kopf fast. Die nächste dann war ausgestattet mit einem Bund fürs Leben. Ich bin im Dorf geblieben. Ich bin träge. Ich habe hier überlebt. Ich bin zäh. Ich habe Nachbarn, Kollegen, Landsleute überlebt. Hier faltet sich die Zeit, hier bekommt man Falten. Hier bleibt nur, wer sich's anders überlegt.'

Jochen Kelter, Jahrgang 1946, gebürtiger Kölner (da 'ist die Zunge leicht'), mit Nummer 204 an Klein-Harvard am Bodensee immatrikuliert und seit vielen Jahren jenseits des Rheins exiliert, gibt Rechenschaft, warum er in *seinem* Dorf, in *seinem* ureigenen Tägerwilen verhaust und versauert. 'Versauert' wird er so nicht gelten lassen, dazu sind die Ausflüge in die große weite Welt zu horizonterweiternd, die Kontakte mit Menschen aus aller Herren Länder zu intensiv, die eigene Arbeit zu angestrengt und recht-

schaffen. Und doch -, 'Mortindien', das 'Land hinter den sieben Bergen' prägt seine Menschen, verdickt das Blut der Angestammten und Zugewanderten bezaubert und beschränkt sie durch seine Abgeschlossenheit. Viele haben den locus amoenus nicht ertragen, sind fortgegangen in der Gewißheit, 'daß Heimat erstritten sein will, daß die schöne Landschaft, in die Seele gelegt, das Leben erstickt.'

Doch Jochen Kelter ist geblieben und bleibt. Welche Magie zwingt ihn an die Schweizer Scholle, was verschwärt ihn mit den Fachwerkhäusern von Tägerwilen? Das Eingangszitat versucht Antwort zu geben und bleibt doch wieder die Antwort schuldig. Ein gewisser Fatalismus, ein Kokettieren mit Melancholie und Lebensneige zieht durch Kelters Alemannien-Liebe.

'Hierher also hat es mich verschlagen'. Ein Schiffbrüchiger also, den die See an das rettende Land gespült hat? So leicht macht es sich Kelter

nicht, so leicht wollen auch wir es uns nicht machen, obwohl die Metapher von der See und dem retten, dem gelobten Land, sprich: Thurgau gar nicht so weit hergeholt ist.

Um dieses Land, um Alemannien, um den Heimat gewährenden Ort unterm Himmel, um Tägerwilen kreisen die Texte des Sammelbandes. Mit Ausnahme der lyrischen Einsprengsel sind alle Texte in den achtziger Jahren erschienen, zum größten Teil in Schweizer und badischen Zeitungen: dem Tagesanzeiger (Zürich), der Badischen Zeitung (Freiburg), dem Nebelhorn (Konstanz).

Publizistik, wenn man so will, - für ein bestimmtes Publikum zugeschnitten, aber wie liebedienend und zweckgebunden, auch nicht gegenüber den Eidgenossen.

Ganz im Gegenteil. Den Zürchern schreibt Jochen Kelter am 17.9.1983 ins Stammbuch bzw. in den Tagesanzeiger: 'Denn Schweizer bin ich nun keineswegs. - Ich möchte eingeschleppte Eigenart, angestammte Sprache und allerlei Biographisches, das mir lieb geworden ist wie ein abgewetzter Sessel, nicht verleugnen müssen, um mich heimisch fühlen zu dürfen.' Das imponiert und spricht in hohem Maße für Jochen Kelters natürliches Selbstbewußtsein. Kein Zukreuzekriechen vor dem kehligen Schweizer Idiom, obwohl er es inzwischen fließend spricht.

Neben den verstreuten Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln enthält Kelters 'Ort unterm Himmel' noch Arbeiten aus inzwischen vergriffenen Anthologien. Auch die Gedichte, zur Kurzweil, Erbauung oder nur zum Überdenken in den Zettel der Prosa eingewoben, sind nicht mehr im Buchhandel erhältlich. Grund genug, Prosa und Poesie der achtziger Jahre vor dem Vergessen zu retten.

Es liegt in der Natur einer solchen Kollekte, daß Gleiches wiederholt wird. Der See, die grüne, hügelige Voralpenlandschaft, der trennende Strom, der wässrig blaue Föhnhimmel, die blankgeputzten und darum so trügerische Ferne residieren in Kelters Buch von der ersten bis zur letzten Seite, - bewundert, beargwöhnt, aber unleugbar. Tema con variazioni, und die Art der Variation richtet sich nach Lust und Laune des Autors und dem Bestimmungszweck des Textes. Die bittere Abrechnung mit dem am eigenen Leibe erfahrenen Berufsverbot liest sich anders als die Idylle von 'Wiesen und Wasser, Wolken und Wind' oder das sinnverkürzende, zeittraffende Gedicht:

'Himmel, Wasser, Wind
dann wären wir Seeleute
auf dem Schimmel ist einer geritten
bis hinaus in den See
ich glaube hier stirbt niemand
es sei denn einer legt's drauf an.'

In Kelters Texten lassen sich Leitmotive aufzeigen, die alle im 'Ort unterm Himmel' zentrieren. Das Thema Grenze erlebt der Tägerwiler, wenn er über den trennenden Rhein hinüber ins Wollmatinger Ried blickt, wenn er im Autostau vor der Grenze gefangen ist, wenn er durch das Ritual der Zollabfertigung muß. Diesseits und jenseits, hüben und drüben, diese Opposition bestimmt sein Leben. Ohne Zweifel schlägt das Herz auf der Schweizer Seite, während Literatur und Sprache nach wie vor im deutschen Kulturraum angesiedelt sind. 'Ich kehre über den Rhein heim, ich kehre auf die andere Seite des Bodensees zurück in mein heimatliches Ausland.' Die Attitude des Expatrierten, der Schmolzwinkel an des Thurgaus Gestaden wirken bisweilen etwas aufgesetzt. Auf der anderen Seite, der Südseite, erfährt der Literat mit deutschem Paß und deutscher Zunge sehr schnell, wie wenig er außerhalb seines 'überschaubaren Gevierts' als Wahleidgenosse zählt. Da genügen wenige Kilometer auf der Autobahn. 'Bewege ich mich weiter ins Landesinnere hinein, begeben mich in die helvetische Kapitale Zürich, so nehme ich in meiner schriftstellerischen Existenz ab und schrumpfe zum ausländischen Autor.'

So ist das mit der Heimat, dem heimeligen Ort: nur wenige Kilometer entfernt, und schon blasen uns die fremden, die kalten Winde ins Gesicht. 'Ich kehre heim in meinen Schlupfwinkel, mein Dorf am See und breche von hier aus in die deutsche Fremde, in die helvetische Fremde und darüber hinaus.'

Der letzte Beitrag, 'Mein Alemannien. Ein mißlingender Versuch über die Wirklichkeit', ist der einzige Erstdruck des Sammelbandes. Jochen Kelter hat nicht die Zürcher, Freiburger oder Thurgauer Zeitungsleserschaft im Sinn, wenn er schreibt. Diesmal wird er persönlicher, viel persönlicher und spricht aus, worauf ich vom ersten Beitrag an gewartet habe: Heimat ist an den Menschen - lassen wir gestrost den Singular - gebunden, den man liebt. Hölderlin wird angerufen, Diotima, die unglückliche Geliebte, beschworen.

'Heimat ist in einem Lachen, in einem Geruch, der, auch wenn ihn die Dinge verströmen, von Menschen beseelt ist. Heimat muß man hören, riechen und fühlen können. Heimat wird langsam und unmerklich. Heimatlich wird, was deine flachgrauen, deine zu tiefblauem Wasser sich füllenden Augen sehen. Zu ihrem Beweis dient zumeist ihr Verlust.'

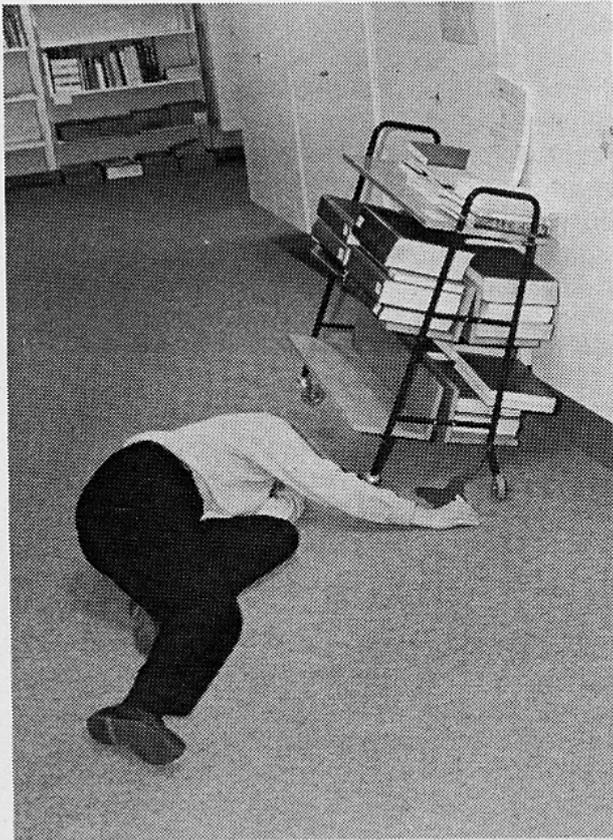
Der Verlust von Menschen, von der geliebten Frau, von Diotima ist ein Leitgedanke, der stille Melancholie verbreitet. Jochen Kelter, Jahrgang 1946, - wie gesagt -, spürt den Sog der Zeit, das Neigen und Kippen des Kreises. Doch er vernimmt 'die Unvermeidbarkeit des Endes' hellwach, leichtfüßig, aufbruchbereit. Das Leben, ein Traum: auch in dem Dorf Tägerwilen.

'Ein Ort unterm Himmel'. Auch unsere Bibliothek

ist ein Ort unterm Himmel, unter einem alemannischen Himmel mit Föhnauflärung und Sämtisblick oder verdrießlichem Nebelgebräu. Auch wir sind Vorposten im Grenzbereich mit Anpassungsschwierigkeiten an Land und Leute, Sprache und Sitten. Auch wir werden konfrontiert mit dem volkstümlichen Begriff 'Heimat'. Heimat ist nicht nur 'ein sehr begrenztes Stück Boden' - Heimat kann viel enger gezogen sein: vier eigene Wände in Ruhe und Frieden. Manch eine, manch einer, die von Australien, von Münster oder der Schwäbischen Alb angereist kamen und unversehens Wurzeln schlugen, mögen sich bisweilen verwundert die Augen reiben und wie Jochen Kelter fragen: 'wie aber bin ich hierhergeraten in die Stadt, die keine ist, am Meer, das keines

ist'? Überlassen wir die lakonische Antwort dem Autor: 'Es hat sich so ergeben, eine Mischung aus Freiwilligkeit und Bedrängnis. Hier will ich bleiben. Hier hab' ich ein Stück Heimat. Oder ein wenig handfester, zupackender: Heimat ist ein Ort, 'an dem ich auslöfle, was mir eingebrockt wird', - oder sagen wir getrost: was wir uns eingebrockt haben. Wohl bekomm's, uns allen!

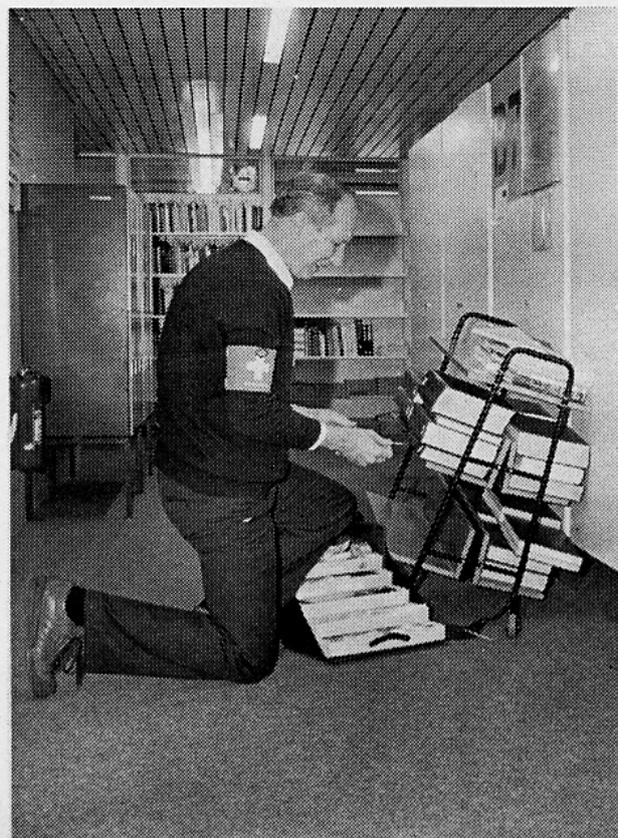
Jochen Kelter: Ein Ort unterm Himmel
 Texte aus Alemannien
 Eggingen: Isele 1989



der Wagen außer Kontrolle geriet und infolge des Aufpralls in einen Materialschrank raste, wodurch die Lenkerin, die keinen Helm trug, schwerste Kopfverletzungen erlitt, die jedoch dank der sofort erfolgten Ersten Hilfe keine bleibenden Schäden hinterließen.

Trotz des letztlich glimpflichen Ausgangs des Unfalls soll an dieser Stelle energisch darauf hingewiesen werden, daß weder steter Arbeitsdruck noch eine vermutete Leistungsanerkennung die Mißachtung der BVO (Bibliotheksverkehrsordnung) rechtfertigen.

Gießberg (Gö/rg): Ein folgenschwerer Verkehrsunfall ereignete sich in den frühen Morgenstunden eines arbeitsreichen Tages, als ein unbekannter z.Zt. noch flüchtiger Bücherwagenlenker (vermutlich Bücherwagen Klasse 1) mit stark überhöhter Geschwindigkeit unter Mißachtung der Vorfahrt auf B7 (Ausfahrt Kleiner Fahrstuhl in Fahrtrichtung Team E) mit einem Bücherwagen Klasse 2 brutal zusammenstieß, wobei die Lenkerin des rücksichtslos gerammten Bücherwagens allerdings eine gewisse Mitschuld trug, da sie in übergroßem Diensteifer die vorgeschriebene maximale Achslast wesentlich überschritten hatte, so daß



Fortbildung - (k)ein Thema für unsere Bibliothek?

von Marlene Nagelsmeier-Linke

Daß, wer einmal eine Ausbildung absolviert hat, keineswegs auch für's Leben "ausgelernt" hat, ist Kernpunkt der aktuellen Diskussion um die Fortbildung. Die "Verkürzung der Halbwertszeit des Wissens" aufgrund des technischen Fortschritts und die daraus abgeleitete Notwendigkeit zu "lebenslangem Lernen" sind gängige Begriffe geworden und scheinen mittlerweile Selbstverständlichkeiten zu bezeichnen. Eine kontinuierliche berufliche Fortbildung ist dabei nicht mehr vornehmlich nur unter Gesichtspunkten wie berufliches Fortkommen oder berufliche Veränderung, sondern grundsätzlich auch für die Ausübung einer Berufstätigkeit und den Werterhalt der Arbeitskraft unabdingbar. Im Zuge technologischer Entwicklungen werden Qualifikationsanforderungen beständig verändert und neu hervorgebracht. Tätigkeitsstrukturen und Berufsbilder wandeln sich. Einmal in der Ausbildung erworbene Qualifikationen veralten z.T. rasch, und so ist eine laufende berufliche Weiterqualifizierung im Sinne einer Anpassung an diese Entwicklungen unverzichtbar. Die technologischen Entwicklungen bedingen ihrerseits wieder z.T. grundlegende Veränderungen der innerbetrieblichen Arbeitsorganisation, für deren Umsetzung Qualifikationen erforderlich sind, die auch als Teil beruflicher Weiterqualifizierung vermittelt und erworben werden müssen. Gleichzeitig führen diese arbeitsorganisatorischen Veränderungen zu erhöhten Anforderungen an fächerübergreifende soziale Kompetenzen, an sogenannte Schlüsselqualifikationen wie Lern- und Teamfähigkeit, Kreativität, selbständiges Denken und Handeln wie auch Sprachkompetenz.

"Lebenslanges Lernen" ist aber nicht gleichbedeutend mit "lebenslang Schule". Natürlich gibt es Fortbildung, die aufgrund aktueller dienstlicher Erfordernisse "von oben" verordnet werden muß; diese Art der Fortbildung sollte daher vielleicht auch plastisch als "Schulung" bezeichnet werden. Daneben gibt es aber auch jene Art der beruflichen Fortbildung, die zwar auch der Vermittlung von unmittelbar berufsbezogenen Fertigkeiten und Kenntnissen dient, für die es aber - noch - keinen aktuellen Anlaß gibt. Bei dieser Art der Fortbildung können und sollten im Spannungsfeld zwischen den Wünschen des Einzelnen und dienstlichen Erfordernissen ersteren stärkeres Gewicht beigelegt werden.

Was folgt aber nun aus diesen allgemeinen Überlegungen für unser zukünftiges Fortbildungskonzept? Während Schulung im oben skizzierten

Sinne sicherlich verordnet werden muß, sollte das Konzept für die übrige Fortbildung nicht übergestülpt werden, sondern kooperativ erarbeitet werden. Der erste Schritt sollte daher die Erhebung des vorhandenen Fortbildungsbedarfs sein. Die Abschätzung dieses Bedarfs erfordert eine Zukunftsprognose, und Zukunftsprognosen kann man etwa durch Expertenbefragungen erstellen. Und was spricht eigentlich dagegen, jeden einzelnen Mitarbeiter quasi als Experten für den eigenen Arbeitsplatz zu befragen? Die wohl geeignetste Form für diese Befragung dürfte ein Fragebogen sein. Da ein solcher Fragebogen natürlich schon den Charakter eines Katalogs möglicher Fortbildungsangebote hätte, dürfte es zweckmäßig sein, ihn im Rahmen einer Arbeitsgruppe im Wege eines Brainstorming zusammenzustellen. Ist erst einmal dieser Bedarf erhoben, muß dann im folgenden überlegt werden, wie er durch geeignete Fortbildungsangebote abgedeckt werden kann und wie die Informationen über diese Angebote möglichst rasch und gezielt an den Mann bzw. die Frau gebracht werden können.

Welche Maßnahmen könnten nun im Rahmen der Fortbildung durchgeführt werden? Zu denken ist dabei beispielsweise an Veranstaltungen, in denen man die Arbeit und vielleicht auch die Mitarbeiter(innen) anderer Bibliotheksbereiche kennenlernen kann, so wie auch an Besuche in anderen Bibliotheken. Darüber hinaus kommen aber natürlich auch jedwede externen Fortbildungsveranstaltungen in Betracht, bibliothekarische wie auch nichtbibliothekarische - der Phantasie sind hier kaum Grenzen gesetzt. Nicht ausgeklammert werden sollten hier etwa auch jene teuren externen EDV-Kurse, die von den verschiedensten Firmen angeboten werden.

Damit sind wir dann aber auch bei der Frage der Finanzierung der Fortbildung.

Die Wirtschaft, der man sicherlich kostenbewußtes Denken unterstellen darf, gibt Milliardenbeträge für die Fortbildung aus. Sie hat seit Jahren erkannt, daß nicht nur Investitionen in Maschinen, Produktionsanlagen, technische Verfahren und Arbeitsstoffe die Wettbewerbsfähigkeit sichern, sondern auch und vor allem solche in die berufliche Qualifikation ihrer Mitarbeiter. Die sog. "Humanressourcen" sind für die Unternehmen zum strategischen Faktor geworden. Entsprechend hoch sind die Beträge, die für Fortbildung ausgegeben werden. Man schätzt, daß die private Wirt-

schaft ohne die Landwirtschaft und freien Berufe im Jahr 1987 mehr als 26 Mrd. DM für Fortbildungsmaßnahmen ausgegeben hat, an denen 3,5 Mio. Mitarbeiter teilgenommen haben. Das sind knapp 3% der Bruttolohn- und -gehaltssumme bzw. Gesamtkosten pro Beschäftigten von ca. 1.766,- DM. Beim Handwerk liegen die Kosten danach bei ca. 1.680,- DM, beim Handel bei ca. DM 1.990,- und bei Kreditinstituten bei ca. 3.930,- DM pro Beschäftigten.

Vergleicht man diese Zahlen mit den insgesamt DM 5.000,-, die der gesamten Uni Konstanz (!) für Zwecke der Aus- und Fortbildung zur Verfü-

gung stehen, bzw. den DM 5.500,-, die die Bibliothek für Dienstreisen ausgeben kann, so ist als Antwort auf die in der Überschrift enthaltene Frage festzustellen, daß Fortbildung in der Vergangenheit jedenfalls kein Thema war bzw. keines sein konnte, das den ihm - gemäß der sonstigen öffentlichen Diskussion - eigentlich zukommenden Stellenwert besaß. Und dies gilt sicherlich nicht nur für die Bibliothek, sondern auch für die Hochschule insgesamt, ja vielleicht sogar für die gesamte öffentliche Verwaltung. Daß sich hieran - zumindestens für unsere Bibliothek - in der Zukunft etwas ändert, wird unsere - gemeinsame - Aufgabe sein.

Austauschperspektiven zwischen Bibliotheken in Europa

von Cornelia Eitel

Diesen vielversprechenden Satz sah ich Anfang Februar diesen Jahres auf einem Plakat, das in einer Pariser Bibliothek ausgehängt war. Bei näherer Betrachtung entpuppte sich das Ganze als eine "deutsch-französische Tagung für junge Bibliothekare" in Bonn, zu der das Gustav-Stresemann-Institut, das Deutsch-Französische Jugendwerk sowie der französische Bibliotheksverband (ABF) einluden. Nach meiner Rückkehr aus Paris forderte ich gleich das entsprechende Informationsmaterial an und bekam dann auch schon bald von der Bibliotheksdirektion "grünes Licht" für diese Fortbildung.

In der Woche vor Ostern sollte das Seminar stattfinden; Tagungsort war das neuerbaute Gustav-Stresemann-Institut, mitten im Bonner Regierungsviertel zwischen Stadtzentrum und Bonn-Bad Godesberg gelegen. Dieses Haus ist ein idealer Ort, um derartige Veranstaltungen durchzuführen: es bietet Platz für ca. 300 Personen, über 30 Konferenzräume verschiedener Größenordnung, zwei Restaurants, die für das leibliche Wohl der Besucher sorgen und nicht zu vergessen die zahlreichen Angebote zur Freizeitgestaltung, wie Kegelbahn, Gymnastikraum, Discothek usw. Die hauptsächlichsten Arbeitsbereiche des Instituts liegen in den Bereichen "Friedens- und Sicherheitspolitik", "Jugendbildung", "Deutschlandpolitik", "Europapolitik und internationale Begegnungen", und unter diese Sparte fiel auch das deutsch-französische Bibliothekarstreifen.

Der erste Abend blieb dem gegenseitigen Kennenlernen vorbehalten. Von den 28 Seminarteilnehmern kamen 16 aus allen Teilen Frankreichs, der Rest aus Deutschland, wobei ich die einzige Teilnehmerin aus dem süddeutschen Raum war. Auch vom Bibliothekstyp her war das Schwergewicht auf deutscher Seite eindeutig bei den öffent-

lichen Bibliotheken, während es bei den Franzosen eine buntere Mischung war. So war dann auch der Vormittag des nächsten Tages ausgefüllt mit Arbeit in diversen Kleingruppen, die sich mit den unterschiedlichen bibliothekarischen Strukturen, Ausbildungssystemen und Arbeitsbedingungen in den beiden Ländern befaßten. Bei der Bibliothekarsausbildung beispielsweise fällt auf, daß die französischen Bibliothekare des gehobenen Diensts nur eine Ausbildungszeit von einem Studienjahr haben. Danach legen sie eine Prüfung, das C.A.F.B. (Certificat d'Aptitude aux Fonctions des Bibliothécaires) ab, das ihnen den Grad des "Bibliothécaire-adjoint" verleiht. Damit können sie sowohl in öffentlichen als auch in wissenschaftlichen Bibliotheken arbeiten; in Frankreich besteht also nicht diese strikte Trennung zwischen WB- und ÖB-Ausbildung wie sie in Deutschland noch an fast allen Fachhochschulen praktiziert wird¹. Eine weitere Besonderheit des französischen Systems liegt in der Tatsache, daß die Zulassung zu den jeweiligen Ausbildungsgängen nicht nur auf Grund von bestimmten Schul- bzw. Hochschulabschlüssen erfolgt, sondern auch durch Nachweis von Berufserfahrung. So können sich Angestellte der Stadtverwaltung nach fünfjähriger kontinuierlicher Tätigkeit im öffentlichen Dienst, davon jedoch mindestens zwei Jahre in einer Bibliothek oder einer Dokumentationseinrichtung, um Zulassung bewerben. So ist also stets eine gewisse Durchlässigkeit in qualifiziertere und besser bezahlte Positionen möglich. Ähnlich läuft das Verfahren in der Ausbildung der Bibliothekare des höheren Dienstes (Conservateur), die im Beamtenverhältnis erfolgt. Auch hier haben externe Bewerber mit entsprechender Berufserfahrung Chancen, nach erfolgreichem Abschlußexamen (Concours d'Entrée) an der ENSB (Ecole Nationale Supérieure des Bibliothèques) die einjährige Ausbildung zu absolvieren. Circa ein Drittel der Plätze ist für sie

reserviert. Der "Concours" der ENSB ist ein in ganz Frankreich gefürchteter, harter Eingangstest, bei dem über 600 Bewerber um 40 Studienplätze ringen. Geprüft werden nicht wie in unserem Probepraktikum die "bibliothekarischen Fähigkeiten" sondern vor allem die Allgemeinbildung, Fremdsprachenkenntnisse usw. Der Vorteil dieses strengen Auswahlverfahrens ist die bedarfsgerechte Ausbildung, das heißt jeder Absolvent hat mit der Zulassung zum Studium bereits eine Arbeitsplatzgarantie in der Tasche.

Am frühen Nachmittag hatten wir bei einer Art Fußgängerrallye die Gelegenheit, das Institut selbst sowie die nähere Umgebung kennenzulernen. Betont wurde dabei, wie auch bei sämtlichen anderen gemeinsamen Unternehmungen, die Gruppen stets binational zu bilden, um so viele Möglichkeiten zur Kontaktaufnahme zu schaffen. Daran anschließend stellten die Kleingruppen ihre Ergebnisse vom Vormittag im Plenum dar. Nicht alle Seminarteilnehmer waren beider Sprachen mächtig, so daß wir während der fünf Tage ständig von zwei Simultandolmetschern begleitet waren, die Kommunikationsschwierigkeiten, gerade auch im Bereich der jeweiligen Fachtermini, gar nicht erst aufkommen ließen.

thek holen..."

Am darauffolgenden Tag diskutierten wir wiederum zunächst in Kleingruppen über die Entwicklung der Neuen Medien in Bibliotheken. Auch dabei wurde wieder deutlich, daß die Franzosen eine wesentlich weniger verkrampfte Haltung gegenüber Neuen Medien an den Tag legen als ihre deutschen Kollegen. Man denke nur an die zum Teil immer noch anhaltende Diskussion über Comics in Bibliotheken. In Frankreich, wo Comics zu den Neuen Medien gezählt werden, sind sowohl Erwachsenen- als auch Kinder-Comics inzwischen fast überall akzeptiert. In diesem Zusammenhang stießen wir auch wiederholt auf Probleme der Zensur. Bei welchem Niveau legt man die sogenannte "untere Grenze" fest? Wie und in welcher Form wird Zensur ausgeübt. Für diese Fragen hatte die Seminarleitung dann am Abend den Vorsitzenden der Bundesprüfstelle für Jugendgefährdende Schriften (BPS), Herrn Stefggen, eingeladen. Mit einigen besonders abschreckenden Horror-Film-Szenen stimmte er uns auf sein Referat über die Aufgaben und Tätigkeiten im Jugendmedienschutz ein. Diese bestehen hauptsächlich aus der Indizierung von Büchern und Videofilmen; die BPS kann jedoch nur auf Antrag tätig werden, "eine Vorzen-

Ideal wäre schließlich, wenn der Benutzer die
Bibliothek gar nicht erst betreten könnte.

Tags darauf hatte der Seminarleiter einen Dozent von der Fachhochschule Bonn eingeladen, der über die kulturpolitischen Aufgaben von Bibliotheken referierte. Dessen Beitrag war für die französischen Gäste sicherlich sehr interessant, bei den Deutschen hingegen waren die Thesen größtenteils aus der Studienzeit an den diversen Fachhochschulen bereits bekannt. Am Nachmittag stand eine Exkursion nach Köln auf dem Programm. Wir besuchten dort eine Artothek und die Bibliothek des Museum Ludwig. Diese Bibliothek dient als Arbeitsbibliothek für die Kölner Museen und wird daher auch von der DFG gefördert. Als reine Präsenzbibliothek hat sie einen Bestand von ca. 220.000 Bänden, wobei der größte Teil im Tausch erworbene Ausstellungskataloge sind. Drei große Sondersammelgebiete prägen den Bestand ebenfalls in starkem Maße: primär die Kunst des 20. Jahrhunderts, Kunst der Beneluxländer sowie die Kunst der Photographie. Bei der Führung erklärte uns einer der Mitarbeiter, "seit 1960 werde zwar per EDV katalogisiert, doch werden die Daten nur zu Verwaltungszwecken eingesetzt und nicht in den nordrhein-westfälischen Bibliotheksverbund eingegeben." Als Grund dafür gab er an, "man wolle doch nicht noch mehr Leute in diese Biblio-

sur finde nicht statt", wie Herr Stefggen mehrmals in Verlauf seines Vortrags betonte. In der anschließenden Diskussion hatten die Seminarteilnehmer dann die Möglichkeit, Fragen zu stellen; so wurde beispielsweise noch einmal kritisch die Rolle der BPS bei den jüngsten Fällen von Zensur in Bibliotheken angesprochen und diskutiert. Auch die Franzosen brachten dabei ihre diesbezüglichen Erfahrungen in die Runde mit ein. Insgesamt gesehen ein sehr interessanter Abend, an dem, wie bei fast allen anderen Diskussionen, kaum die Zeit ausreichte, um alle Wortmeldungen zu berücksichtigen.

Der vorletzte Tag dieser Woche brachte uns dann unerwartet einen ganz neuen, sehr aktuellen Punkt ins Tagungsprogramm. So tauchte am Morgen plötzlich Herr Herrmann, einer der Vorsitzenden des Deutsch-Französischen Jugendwerks (DFJW) im Stresemann-Institut auf und verkündete, daß das DFJW für 1991 ein konkretes Austauschprogramm plane. Dieser Austausch solle es jungen Bibliothekaren im Rahmen des EG-Binnenmarkts ermöglichen, 3 - 12 Monate lang im Ausland, in diesem Fall Frankreich, zu arbeiten, während der Tauschpartner nach Deutschland kommt.

Herrmann möchte mit diesem Seminar eine Art Basisgruppe für das neue Programm bilden und bat uns, einmal ganz gezielt über Voraussetzungen, Ziele, Probleme und Hindernisse eines solchen Austauschs nachzudenken. Das war natürlich eine spannende Sache für uns; das Gefühl, wirklich von Anfang an an einem solchen Neuaufbau mitzuwirken, eigene Ideen und Vorschläge einbringen zu können. Bald schon sahen wir, welche grundlegenden Probleme dabei auftauchen können: so müßten beispielsweise zunächst die Ausbildungsinhalte der beiden Länder einander angeglichen werden und die Abschlüsse EG-weit anerkannt sein; vor allem müßten Spezialkurse für den erforderlichen Fachwortschatz bereits im Rahmen der Ausbildung angeboten werden, verwaltungstechnische Hürden, zum Beispiel bei Beamten, wären zu überwinden usw...².

Doch sind diese Hürden ganz sicher mit einiger Geduld und Wohlwollen von Seiten der Vorgesetzten auszuräumen. Wichtig wäre in diesem Zusammenhang auch die Suche nach geeigneten Partnern für eine solche "Austauschorganisation". Die bereits beim DBI in Berlin bestehende Auslandsstelle bietet zwar organisatorische Hilfestellung für Austauschwillige, jedoch keine konkreten Stellenangebote. Außerdem ist sie weltweit tätig, während sich das DFJW auf den deutsch-französischen Raum konzentriert und vor allem junge Berufstätige unterstützen will. So bleiben noch die bibliothekarischen Berufsverbände oder sonstige Kultureinrichtungen als mögliche Kooperationspartner. Es wurde uns am Ende des Seminars auch deutlich, wie schwierig es sein wird, diese neue Organisation ins Leben zu rufen und wieviele offene Punkte noch zu klären sind.

Wie geht es nun weiter?

Ein Vertreter der ABF (Association des Bibliothèques en France) möchte, ausgehend von diesem Seminar, ein "Bulletin" herausgeben, in dem die Teilnehmer über die jeweiligen Neuigkeiten im Bibliotheksbereich berichten, Tagungen ankündigen, offene Stellen und auch freie Praktikumsplätze

und ähnliches mehr melden. Geplant ist außerdem der gegenseitige Besuch wichtiger bibliothekarischer Kongresse, wie beispielsweise der Anfang Juni in Saarbrücken stattfindende Bibliothekartag oder die Tagung des AFB in Straßburg, um sich dort jeweils aktuell über die Aktivitäten im Partnerland informieren zu können. Eine Gruppe möchte ein deutsch-französisches Fachvokabular für Bibliothekare erarbeiten. Zuletzt sei noch auf das Anfang nächsten Jahres stattfindende Folgeseminar in Frankreich verwiesen, bei dem die bis dahin gewonnenen Erkenntnisse und Kontakte vertieft und fortgeführt werden können.

Insgesamt gesehen war diese Woche in Bonn für mich persönlich eine sehr gute Erfahrung. Es war das erste Mal seit Ende meiner Ausbildung, daß ich mich mit jungen Kollegen aus anderen Bibliotheken treffen und gemeinsam über verschiedene Aspekte der Berufstätigkeit diskutieren konnte. Gleichzeitig bot das Zusammensein mit den französischen Bibliothekaren viele Kontaktmöglichkeiten und neue Einblicke in deren Ausbildungssystem und Berufsalltag. Es wäre sehr zu begrüßen, wenn derartige binationale Treffen von Berufstätigen zukünftig auch mit anderen Ländern veranstaltet werden würden; das wären erste wichtige Schritte in Richtung auf einen EG-Binnenmarkt, der uns theoretisch im Rahmen der "4 Freiheiten" Niederlassungs- und Beschäftigungsfreiheit in jedem EG-Land ermöglichen möchte...

¹ Ausnahme: An der FH Hamburg gibt es einen integrierten Studiengang, bei dem man sich erst nach den ersten drei Semestern entscheiden muß, welchen von den beiden Abschlüssen man macht; man kann wahlweise auch ÖB- und WB-Abschluß zusammen machen.

² Vgl. hierzu auch:

- Marloth, Heinz: "Die Bibliotheken und der europäische Binnenmarkt" in: BuB 42(1990)3, S. 246-253

- Schmiedeknecht, Christine: "Berufsausübung von Bibliothekaren/innen in den Mitgliedsstaaten der Europäischen Gemeinschaft" in: Bibliotheksdienst 23(1989)11, S. 1196-1199

 **unicef** EINE CHANCE
FÜR KINDER
IN ALLER WELT

Spendenkonto:
bei Banken, Sparkassen und
beim Postgiroamt Köln.

300 000

Auskünfte: Deutsches Komitee für UNICEF
Steinfelder Gasse 9, 5000 Köln 1 und Ihre örtliche
UNICEF-Arbeitsgruppe.

1980 - 1985 - 1990 - 1995 ?

von Klaus Franken

Kaum einer der Leser, auch nicht derjenigen aus unserer Bibliothek, wird auf Anhieb etwas mit dieser Überschrift anfangen können. Obwohl 10 Jahre keine lange Zeit sind, hat ein großer Teil der Mitarbeiter das 10 Jahre zurückliegende Ereignis nicht mehr erlebt, weil er dienstjünger ist.

Dies gilt auch für mich, der ich mit dem 5 Jahre zurückliegenden Geschehen allerdings umsomehr verbunden bin. Wurde das weiter zurückliegende Geschehen wohl eher innerhalb einer einzelnen Abteilung wahrgenommen und vollzog sich diese Änderung, soweit man damals Beteiligten zuhört, eher schnell und wenig spektakulär, so hat sich das jüngere Ereignis über einen längeren Zeitraum hingezogen.

Ich meine einerseits die Aufhebung eines separaten Buchbereichsdienstes und eines separaten Verbuchungsdienstes zu Beginn des Jahres 1980 und die Bildung einer Mischstätigkeit, wie wir sie uns heute anders gar nicht mehr denken können, nämlich den Verbuchungs- und Buchbereichsdienst; und ich meine andererseits die Teambildung im Frühjahr 1985, die die ehemaligen beiden Abteilungen Monographienerwerbung und Katalogabteilung aufhob und an ihre Stelle die Teams setzte.

Ich möchte an dieser Stelle ausdrücklich allen an diesen Veränderungen Beteiligten danken, denn durch die genannten Veränderungen wurden die Voraussetzungen dafür erheblich verbessert, daß die Bibliothek auch dann ihre Aufgaben erfüllen kann, wenn sich das Umfeld und die Anforderungen ändern und technische Entwicklungen schnell voranschreiten.

Im Urteil unserer Benutzer erhalten wir viel Anerkennung, auch wenn Kritik spontaner geäußert wird. Die Anerkennung bezieht sich nicht nur auf einen umfangreichen und gut sortierten Buchbestand, auf lange Öffnungszeiten, auf zügige Bearbeitung von Anschaffungswünschen, sondern ganz wesentlich auch auf die persönliche Kompetenz der Mitarbeiter, ihre Bereitschaft, sich für die Benutzer einzusetzen, die Anstrengungen, nicht als "Behörde" zu erscheinen, und die Vermittlung der Einstellung, sich die Anliegen der Benutzer zu eigen zu machen und sich auch dann um Hilfe zu bemühen, wenn Mitarbeiter diese Hilfe nicht selbst leisten können, aber wissen, wer helfen könnte. Mein Dank gilt keineswegs nur denen, die Veränderungen vorangetrieben und die Neues erprobt haben, sondern die Skeptiker und diejenigen, die konkrete Bedenken vortragen, sind an Veränderungen genauso positiv beteiligt, weil erst durch

das Zusammentragen aller Aspekte das Machbare, das Realistische erreicht werden kann. Deshalb sind, abhängig natürlich vom Gewicht einer beabsichtigten Veränderung, längere Diskussionsphasen vorab notwendig, in denen die beabsichtigten Ziele dargestellt werden, die Probleme auf dem Weg dorthin benannt und gelöst werden müssen, bevor schließlich die Veränderung, oftmals in modifizierter Form, durchgeführt wird.

Sagte ich soeben, daß Veränderungen notwendig sind, um die Benutzer anforderungsgerecht versorgen zu können, so ist das der eine Aspekt. Der andere ist mehr auf die Interessenlage des einzelnen Mitarbeiters bezogen. Zurecht wird mancher fragen, was denn er von einer Veränderung hat, und sei sie noch so benutzerorientiert. Die Antwort hierauf ist schwieriger zu geben. Ich sehe vor allem zwei Gesichtspunkte dabei: Der eine ist die materielle Fortkommens- und Aufstiegschance. Nur wenn Mitarbeiter ihre Qualifikation steigern, haben sie die Chance, beruflich voranzukommen. Dies kann bedeuten, daß das Fortkommen nicht an unserer Bibliothek möglich ist, weil beispielsweise die entsprechenden Aufgaben bereits vergeben sind und die Aufstiegsstellen langfristig besetzt sind. In einem solchen Fall bleibe unter dem Gesichtspunkt des materiellen Vorankommens nur der Wechsel an eine andere Bibliothek oder Institution übrig. Ein solcher Wechsel müsste von verantwortungsbewußten Vorgesetzten sogar gefördert werden und darf nicht aus eigener Bequemlichkeit, weil gute Mitarbeiter Vorgesetzte weniger belasten, verhindert werden. Dies gilt auch für Wechsel von einem Arbeitsbereich in der Bibliothek zu einem anderen, von einer Abteilung in die andere. Viele Beispiele der vergangenen Jahre zeigen, daß das Gesamtinteresse unserer Bibliothek immer wieder über die Abteilungsinteressen gestellt wurde.

Aber sogar wenn Mitarbeiter die Konsequenz eines Orts- und Dienststellenwechsels nicht ziehen oder oftmals aufgrund der privaten Lebensumstände nicht ziehen können, bleibt die aktive Beteiligung an Veränderungen notwendig, weil nur so die berufliche Qualifikation aufrecht erhalten bleibt.

Eigentlich müsste es jedermanns eigenes Interesse sein, sich auf dem Stand der Dinge zu halten. Doch vermittelt das Denken und Arbeiten in vertrauten Bahnen das Gefühl der Sicherheit, und die Notwendigkeit zu Veränderungen wird oft nicht früh genug gesehen. Hat ein Mitarbeiter aber erstmalig den Anschluß verloren, und hat er dies für sich selbst festgestellt, dann ist es vielen nicht ge-

geben, von sich aus Abhilfe zu suchen bzw. die Vorgesetzten und die Direktion um Hilfe anzufragen. Denn das setzt voraus, daß man offen einen Mangel benennt. Stattdessen wird häufig versucht, die Defizite zu kaschieren, Umgehungsmöglichkeiten werden gesucht wie man einer Anforderung ausweichen kann - bis es dann eines Tages sehr spät und sehr mühsam ist, die Defizite aufzuholen. Das muß nicht sein. Insbesondere deshalb nicht, weil jeder von uns wechselseitig sowohl Lernender ist als auch Lehrender, weil er in bestimmten Fragen versierter ist als andere. Dies sollten wir im eigenen und gegenseitigen Interesse nutzen.

Doch zurück zur Bildung des Buchbereichs- und Verbuchungsdienstes und der Teams. Die Mehrheit der mit diesen Veränderungen beabsichtigten Ziele haben wir gemeinsam erreicht. Im Zusammenhang mit beidem ging, nicht immer so ausdrücklich benannt, die Verflachung der Hierarchien einher, d.h. wir haben uns bemüht, die Verantwortlichkeiten dort anzusiedeln, wo das konkrete Sachwissen vorhanden ist. Dies hat sich bewährt, weil damit parallel ein umfangreiches Geflecht von offiziellen Informationswegen aufgebaut und gepflegt wurde, so daß möglichst jeder Mitarbeiter sein Tun in das Ganze der Bibliothek einordnen kann. Er kann es nicht nur, er muß es auch - insofern gehört zu den Pflichten der Mitarbeiter, Kenntnis zu nehmen von dem, was sich außerhalb des eigenen Arbeitsplatzes abspielt. Diejenigen, die Informationen haben, haben sie weiterzugeben. Es kann keinem Mitarbeiter ein Vorwurf gemacht werden, er hätte ja fragen können, wenn er etwas hätte wissen wollen. Wie soll denn jemand fragen, der keinen Anhaltspunkt hat. Insofern ist die Informationsweitergabe eine Bringschuld; wer die Information hat, hat sie den anderen zu bringen. Zu den Informationspflichten gehört auch, daß die Vorgesetzten und die Direktion über das informiert werden, was sich in den Abteilungen und ihren Teilbereichen tut. Informationsweitergabe geht von oben nach unten und zurück.

Die beiden organisatorischen Veränderungen haben zu einer erheblichen Flexibilität der Bibliothek geführt, wenn es gilt, plötzliche Personalausfälle, überdurchschnittliche Arbeitsbelastung an bestimmten Stellen und vakante Arbeitsplätze aufzufangen. Als Beispiele sollen angeführt werden, daß unter den Mitarbeitern der Benutzungsabteilung sehr viele sind, die sowohl verbuchen als auch den Buchrückstellendienst übernehmen können. Eine geringere Zahl, aber immer noch einige, können inzwischen sowohl im Verbuchungsdienst, im Buchbereichsdienst, der Ausleihzentrale, der Mediothek und der Fernleihe eingesetzt werden. Eine sehr große Zahl von Mitarbeitern aus der ganzen Bibliothek ist in den Bibliographiedienst eingearbeitet und hilft laufend mit, so daß auch bei unregelmäßigem Leihscheineingang die Wünsche

gleichmäßig und zügig bearbeitet werden können; in diesem Bereich helfen auch die Fachreferenten mit, wenn in der Urlaubszeit die Personaldecke sehr knapp wird.

In die Auskunft sind etwa 24 Mitarbeiter, Fachreferenten eingeschlossen, so eingearbeitet, daß sie aus- und mithelfen können. Wir können zu Semesterbeginn bis zu sechs parallele Benutzerführungen je Tag anbieten, weil viele Mitarbeiter Erfahrungen mit Führungen haben.

Für große Teile der Buchbearbeitung gilt Ähnliches. Es ist ein erklärtes Ziel der Teambildung gewesen, daß alle in Teams arbeitenden Mitarbeiter sowohl Monographienerwerbung als auch Formalkatalogisierung kennen und praktizieren können; dies ist erreicht worden, auch wenn nicht in völlig gleichem Umfang davon täglich Gebrauch gemacht wird.

Es gibt aber auch Bereiche, in denen es möglicherweise noch zu tun gibt. Es mögen als Beispiele die Standortkatalogabteilung, die Einbandstelle und die Ausstattung genannt werden, wenn ich einmal die EDV-Abteilung außer acht lasse. Es könnte sich auch als sinnvoll herausstellen, Aufgaben, die derzeit von Mitarbeitern der einen oder anderen Abteilung erfüllt werden, einem anderen Bereich zuzuordnen.

In den vergangenen Jahren seit 1985 haben wir diese Fragen zurückgestellt, weil es galt, den Anschluß an den Verbund, die letzten hohen Raten der Aufbaumittel und die Teambildung zu verkraften. Derzeit befinden wir uns in einer Phase der Konsolidierung, der Sichtung der anliegenden Arbeitsvorhaben. Wir werden jedoch ganz sicher in absehbarer Zeit über mögliche Veränderungen sprechen. Ein Einzelthema hat uns am Rande immer schon einmal beschäftigt: nämlich die Frage, ob es nicht sachgerecht wäre, alle Fortsetzungen, seien es Zeitschriften, seien es Serien oder mehrbändige Werke als gleiches Material zu betrachten und organisatorisch für diese eine optimale Bearbeitungsstruktur zu finden. Ein anderes denkbare Thema wäre die Frage, ob im Rahmen der Teams nicht ein Teil derjenigen Aufgaben erfüllt werden kann, die bisher in der Standortkatalogabteilung erfüllt werden. Auch der Bereich der Sacherschließung, der sowohl die traditionelle Systematisierung mit dazugehörigem Schlagwortregister umfaßt als auch künftig aller Voraussicht nach die verbale Sacherschließung, wird diskutiert werden müssen, um zu klären, welches die sinnvollste Form der Bearbeitung ist, wer was in welchem organisatorischen Rahmen künftig tun wird. Wie bereits 1980 und 1985 sind auch dann Phantasie, Ideen, Veränderungsbereitschaft und Diskussionen gefragt.

Da es für uns nicht die erste größere Änderung

wäre, können wir alle in Ruhe und Zuversicht an sie herangehen: Wir stehen nicht unter Zeitdruck.

Abschließend möchte ich noch einen Bereich nennen, für den wir uns neben der laufenden Arbeit Zeit nehmen sollten; ich meine Projektarbeit und Sonderaufgaben. Das sind solche Anliegen, die nicht zwangsläufig Teil der täglichen Arbeit sind, die uns aber oftmals grundlegende Erfahrungen, Fertigkeiten und weiterführende Ideen liefern: als Beispiele will ich die beiden Fortbildungsveranstaltungen zur integrierten Buchbe-

arbeitung und zum CD-ROM-Einsatz nennen, das derzeit in der Vorbereitung befindliche Fernleihprojekt, die Anbietung von KOALA über Netze, die Auswertung von Recherche-Mitschnitten, die Sammlung Dufner und die Sammlung georgischer Ausgrabungen, unsere Ausstellungen; dazu kommt die Betreuung vieler Gäste, aus deren Rückinformationen immer wieder zu ersehen ist, daß sie sich fachlich gut informiert und persönlich als willkommen gefühlt haben. Es lohnt sich, diese Aktivitäten weiter zu führen.

Die Fernleihe sollte unmöglich sein oder jedenfalls Monate dauern; am besten, man sorgt dafür, daß der Benutzer gar nicht erst erfahren kann, was es in anderen Bibliotheken gibt.

Einige nützliche Betrachtungen über den Umgang mit Knochen.

von Barbara Pöhler

Daß Bibliotheken als Seelenapotheken oder als Schatzkammern des menschlichen Geistes betrachtet werden, ist bekannt. Wenn aber in dieser erlauchten Sphäre Sätze fallen wie: "Diese Knochen sind heute wieder richtig schlimm" oder "An dem Knochen knabber ich noch etwas, das lohnt sich bestimmt!", dann kann das bei einem zufällig Mithörenden einiges Kopfschütteln verursachen.

Was sind denn diese "Knochen"? Ich möchte versuchen, mit einigen Beispielen (es kann natürlich nur eine Auswahl sein) deutlich zu machen, was Knochen sind und was wir Knochensucher damit machen. Also, Knochen sind meist harmlos aussehende, aber recht tückische Literaturbestellungen für den auswärtigen Leihverkehr, die auf Anrieb nicht in den entsprechenden Katalogen oder nationalen Schrifttumsverzeichnissen nachgewiesen werden konnten. Das aber ist die Voraussetzung für die Bestellung im auswärtigen Leihverkehr. Gut die Hälfte dieser Fälle kann beim Knochensuchen noch geklärt werden.

Der erste und wichtigste Schritt des Suchenden besteht darin, den Text der Bestellung auf dem Leihschein ganz genau zu prüfen. Der kann nämlich schon einiges verraten, wie die drei folgenden Beispiele zeigen:

Weil uns ein deutschsprachiger Titel "altmodisch" vorkam, das Erscheinungsjahr aber mit 1976 angegeben war, lohnte sich auch ein Blick in das "Gesamtverzeichnis des deutschsprachigen Schrifttums 1700-1910" (GV alt) und in das ent-

sprechende Alphabet 1911-1965 (GV neu). Verdrehten Jahresangaben kommt man so verhältnismäßig schnell auf die Spur.

Tomberger, Franz: Geschichtsbilder für den Gebrauch an österreichischen Volksschulen. 1976.

GV alt: Tomberger, Franz: Geschichtsbilder ... 1876.

Bestellt war eine spanische Zeitschrift "Historia" mit der offensichtlichen Zählung: 16.1978. Bei ganz genauem Hinsehen fiel aber die Ansetzungsform "Historia 16. 1978." auf und das war es: die Zeitschrift heißt tatsächlich Historia 16 (dieciseis).

Der nicht zu ermittelnde Titel einer Zeitschrift "J.lust.Met." war wohl von einer handschriftlichen Vorlage falsch gedeutet und hieß richtig: J. Inst. Met. (Journal of the Institute of Metals).

Viele Fälle klären sich, wenn wir den Autor oder Titel in der vorliegenden Form beiseite lassen und versuchen, über das Fachgebiet "heranzukommen". Dazu benutzen wir meistens die Stich- und Schlagwortregister der Nationalbibliographien. Recht oft stellen sich dann Ansetzungs- oder Schreibfehler heraus. Vor allem sind falsche Vornamen eine beliebte Fehlerquelle.

Vorlage: Darwin, Charles: Entwicklung der Priesterreiche. Leipzig 1929.

Richtig: Darwin, Randolph: Entwicklung des Priestertums und der Priesterreiche. 1929.

Oder: Paribeni, Lucio: Il trionfo di Cesare di Andrea Mantegna. 1940.

Richtig: Luzio, Alessandro und Paribeni, Roberto: Trionfo...

Ändern sich wichtige Angaben für die Titelansetzung, müssen wir natürlich unter der ermittelten Form erneut in unserem Bestand prüfen. Nicht selten erübrigt sich dann die Fernleihe, weil der Titel doch bei uns vorhanden ist.

Wenn wir einen gewünschten Band nicht finden können, aber ein ähnlicher Titel mit gleichem Erscheinungsjahr ermittelt wird, bitten wir den Besteller, seine Angaben zu überprüfen. Ist das ermittelte Buch aber im Hause, lohnt es sich hineinzusehen, ob der bestellte "Band" nicht vielleicht als Aufsatz darin enthalten ist.

Z.B. Kohout, Franz: Tourismus und internationale Umwelt. Hrsg. P.C. Mayer-Tasch. 1986. Einziger ermittelter Titel war: Mayer-Tasch: Luft hat keine Grenzen. 1986. Darin war dann auf S. 218 ff der Aufsatz: Kohout, Franz: Tourismus...

Bei dem folgenden Knochen war die Suche in allen großen Bibliothekskatalogen erfolglos. Auch der "zuständige" Catalogue Général der Bibliothèque Nationale in Paris half nicht weiter:

Ampère, André-Marie: Cybernétique. Paris 1834.

Zu finden waren nur andere Werke von Ampère, darunter der Titel: Essai sur la philosophie des sciences. Paris 1834.

Glücklicherweise haben wir davon einen Nachdruck und die Überprüfung darin ergab, daß der Begriff "Cybernetique" lediglich innerhalb einer tabellarischen Wissenschaftssystematik genannt wird. Allerdings nicht mit der heutigen Bedeutung. Unsere Ermittlung wurde durch den Artikel "Cybernétique" im Grand Larousse bestätigt.

Bei ganz hoffnungslosen Knochen hilft manchmal ein Blick in ein späteres Werk des Verfassers. Werden nämlich frühere Arbeiten zitiert, kann sich herausstellen, daß der ursprünglich bestellte Titel unvollständig oder fehlerhaft angegeben war, z.B. fehlt der Zusatz "Manuskript" o.ä.

Eine wahre Fundgrube für Knochensucher sind Serienbestellungen, d.h. der Benutzer wünscht einen bestimmten Band einer Serie, gibt aber nur die Serie und die Bandzählung an. Diese Angaben

werden häufig mit Zeitschriften verwechselt und deshalb meist vergeblich gesucht. Auch hier können die Bände durchaus bei uns vorhanden sein, wenn nur in der Zeitschriftendatenbank (ZDB) recherchiert wurde, wie im folgenden Beispiel: bei "Advances in discourse processes" sind in der ZDB tatsächlich Besitznachweise anderer Bibliotheken, allerdings mit den verdächtigen Vermerken "Einzeltitel". Hier genügte dann die Überprüfung in unserem "Normalbestand".

Eine weitere beliebte Fehlerquelle sind Zeitschriftentitel. Da gibt es z.B. die gutgemeinten, aber irreführenden Auflösungen von abgekürzten Titeln. So war "Acad. Man. Rev." als "Academic Management Review" erfolglos bestellt worden. Richtig lautete der Titel: "Academy of Management Review". Hier half der Perm-Index der ZDB, wo unter "Management" die richtige Form auftauchte.

In den nächsten beiden Beispielen versuchten wir ebenfalls über Begriffe aus dem Titel auf die richtige Ansetzung zu kommen: "Journal for development studies" wurde so zu "Journal of development studies" und der Knochen "Zeitschrift für thüringische Geschichte" ergab die ordentliche Bestellung "Zeitschrift des Vereins für Thüringische Geschichte".

Auch ein falsch gesetzter Punkt kann eine große Wirkung haben! Vorlage: Von einem Bock, der Milch gab in Hannover. Magazin.1824. Richtig: Von einem Bock, der Milch gab. In: Hannoversches Magazin .1824. Im Register von Kirchners Zeitschriftenverzeichnis gab es kein "Magazin" aus der Zeit, wohl aber ein "Hannoversches Magazin".

Eine wichtige Hilfe sind für uns die "Internationale Bibliographie der Zeitschriftenliteratur" (IBZ) und die jeweiligen Fachbibliographien. Mancher schwierige Knochen konnte darin als Aufsatz entlarvt werden.

Vorlage: Kohler, Erwin: Entwicklung der Totentanztradition im 20. Jahrhundert. Tradition und Entwicklung.1982.

In der "Bibliographie der deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft" wurde ermittelt: Koller, Erwin: Entwicklung ... In: Tradition und Entwicklung.1982. (=Festschrift)

oder:

Graf, Gerhard: Die kleinen Kommunalsteuern. 1987.

"Karlsruher juristische Bibliographie": Graf, Gerhard: Die kleinen Kommunalsteuern. In: Zeitschrift für Kommunalfinanzen. 2.1987,S.26-31.

Diese Beispiele können hier nur einen kleinen Überblick geben, aber sie vermitteln vielleicht doch einen Eindruck von unserer zuweilen detektivischen Tätigkeit. Den scharfen Blick von Sherlock Holmes und das Einfühlungsvermögen von Chestertons Pater Brown können wir bei der Knochensuche gut brauchen!

Zum Schluß noch einen Leckerbissen:

Vorlage: Genzmer, Felix: Vorzeitsaga und Hel-

denlied. Festschrift. Hrsg. Gluck, P und Hohn, Tübingen 1984.

Dahinter versteckte sich: Festschrift Paul Kluckhohn und Hermann Schneider gewidmet zu ihrem 60. Geburtstag. Tübingen 1948. Darin der Aufsatz von Genzmer.

Der Leihschein ging mit dem schlichten Vermerk "vorhanden unter deu 680:kd/t48" an den Besteller zurück.

Es muß unmöglich sein, das einmal ausgeliehene Buch am nächsten Tag wiederzufinden.

Zu Eco's neuem Buch

von Uwe Jochum



Wie wir aus ungewöhnlich gut unterrichteten Kreisen erfahren haben, wird in Bälde ein neues Werk von Umberto Eco das Licht der Welt erblicken. Für Interessenten geben wir hier schon die nötigen Informationen (sozusagen als "Prospektive Informationsvermittlung"). Zunächst das Bibliographische: *Eco, Umberto: La tomba di Dante*. - Milano: Bompiani, 1990. Das Werk hat drei Bände: 1. Inferno. 661 S. - 2. Purgatorio. - 719 S. - 3. Paradiso. 769 S. Übersetzungen wird es geben

bei Hanser in München (*Dantes Grab*) und bei Grasset in Paris (*Le tombeau de Dante*). Wahrscheinlich werden alle drei Bände in allen drei Sprachen zur Buchmesse erscheinen.

Nun aber kurz zum Inhalt, soweit wir ihn erfahren konnten. Das Buch ist der erste Ich-Roman Ecos und erzählt, wie Eco von einer finsternen Verschwörung am Schreiben weiterer epochemachender Werke gehindert werden soll. Auf die Spuren dieser Verschwörung stößt das Roman-Ich bei den Ausschachtungsarbeiten zur U-Bahn in Bologna, wo ein geheimnisvolles unterirdisches Grab entdeckt wird. Die Netze der Verschwörung umfassen sowohl eine Geheimloge als auch den Bombenanschlag auf den Bahnhof von Bologna vor einigen Jahren, der, wie wir nun lesen können, einzig die Absicht hatte, Eco an einer wichtigen Reise nach Paris zu hindern, wo er für *Das Foucaultsche Pendel* recherchieren wollte. Während der Spurensuche trifft das Ich=Eco auf den weiblichen Eco-Fan Christinice, die alle Bücher von Eco verschlungen hat und als einzig vermag, den Helden durch das Gestrüpp falscher und richtiger Spuren und Zeichen zu führen, um ihn am Ende von seinem Werk zu erlösen. Offenbar handelt es sich bei Christinice um die Personifizierung des Neostukturalismus: Beatrice, Dantes Erlöserin, und Nietzsche (Christi-Nietzsche) werden in einer grandiosen Relektüre der abendländischen Literatur zur Allegorie des Endes jedes literarischen Kunstwerkes, indem der Autor nur noch das Echo (Eco) der von ihm in die Welt gesetzten Zeichen ist, die sich schon längst verselbstständigt haben und in der Figur von Christus-Nietzsche-Chistinice den Autor durchstreichen und zu Grabe (tomba) tragen.

ZEITUNGSMUSEUM MEERSBURG

von Cornelia Eitel

"Die Presse frei! Die Glocken laßt ertönen, und läutet Jubel überall!

Und ruft's hinaus zu Deutschlands fernsten Söhnen: Die Presse frei!

von Friedrich Gerhard 15. März 1848

So lautet der Anfang des "Ersten censurfreien Gedichts" von Friedrich Gerhard im März des Revolutionsjahres 1848 geschrieben. Dies war der erste Schritt auf dem langen Weg zu einer freien Presse in Deutschland. Diesen Weg für ein breites Publikum anschaulich darzustellen, hat sich Dr. Martin Welke, Leiter des Deutschen Zeitungsmuseums in Meersburg, zum Ziel gesetzt. Doch wie kam es zur Eröffnung dieses neuen Museums im Herzen von Meersburg? Herr Welke hatte sich schon sehr früh im Rahmen seines Studiums für die Geschichte der Presse interessiert, zumal dieses Gebiet, wie er es ausdrückte, "ein Fach zwischen den Stühlen ist; das heißt, es gehört weder ganz zur Geschichte, noch zur Publizistik". Wie wichtig jedoch Zeitungen als gedrucktes Informationsmittel für die Gesellschaft einer jeden Nation sind, braucht hier nicht noch extra betont zu werden. So hat sich Herr Welke mehr als zwanzig Jahre lang der Erforschung der Pressegeschichte gewidmet und sich nach einigen Jahren auch zunehmend als Sammler betätigt. Ankauf und Ersteigerung von Sammlerobjekten und publizistischen Antiquaria, wie beispielsweise Original-Titelblätter alter Zeitungen aus dem 18. Jahrhundert ist eine kostspielige Angelegenheit, und so war Herr Welke gezwungen, Teile seiner Sammlung in Form von Wanderausstellungen (zum Beispiel: Die Französische Revolution im Spiegel der damaligen Presse) in allen Teilen der Bundesrepublik, Österreichs und der Schweiz zu präsentieren. Bald schon ließen sich diese Aktivitäten zeitlich nicht mehr mit seiner Stelle im öffentlichen Dienst vereinbaren und so entschied er sich zugunsten einer Tätigkeit als freier Wissenschaftler. Im Rahmen der Arbeit an seiner Dissertation lernte er seine Frau kennen, die ebenfalls auf dem Gebiet der Pressegeschichte wissenschaftlich arbeitet. In dieser Zeit kam erstmals der Gedanke auf, seine immer umfangreicheren Sammlungen nicht nur auf Wanderausstellungen, sondern in Form eines Museums der Öffentlichkeit zu präsentieren. Doch wo war der geeignete Standort für ein solches Projekt? Die historischen Wurzeln der deutschen Zeitungsgeschichte liegen im Bodenseeraum, und so fiel Welkes Entscheidung bald schon für unsere Region. Zunächst wurde die Chersy-Kaserne in Konstanz von ihm in

Betracht gezogen, doch leider schlug dieses Projekt fehl. So ließ er sich zunächst als Mieter im heutigen "Museumshaus" am Schloßplatz 19 in Meersburg nieder, um von dort die Suche nach geeigneten Gebäuden fortzusetzen. Kein leichtes Unterfangen, wie wohl jeder, der derzeit auf Wohnungssuche ist, weiß! Welke wandte sich hilfesuchend an die Stadtverwaltung; dort läuft seit einigen Jahren ein Stadtkernsanierungsprojekt zugunsten "gesteuerter Ansiedlungen in der Altstadt", auf daß Meersburg nicht bald nur noch aus Eis- und Imbißbuden besteht. Schließlich bot man ihm das Haus am Schloßplatz, in dem er bereits als Mieter wohnte, für sein Museum an. Die Stadt Meersburg hatte dieses vom Land Baden-Württemberg mit Sondermitteln aus oben genanntem Projekt erworben und nun an Welke und seine Familie zunächst auf zwanzig Jahre befristet vermietet. Damit war aber die Hilfe von außen auch schon beendet.

Das Zeitungsmuseum erhält weder städtische, noch irgendwelche Zuschüsse von staatlicher Seite; es beruht ausschließlich auf privater Initiative, sprich Eintrittsgeldern, Erlöse von Wanderausstellungen etc. Für den Unterhalt der Familie sorgt Frau Welke, die ganztags arbeitet. So erfolgte auch die notwendige Renovierung und der Umbau des Hauses zum größten Teil in Eigenarbeit der Familie: da wurden Vitrinen selbst gebaut, Rahmungen gezimmert, Schautafeln entworfen und aufgehängt und kurz vor der Eröffnung im Juni 1989 so manche "Nachtschicht" eingeschoben. Doch das Ergebnis kann sich wirklich sehen lassen.



Auf drei Stockwerke verteilt kann sich der Besucher über die wesentlichsten Aspekte der Pressegeschichte vom Aufkommen der Zeitung um 1600 bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts informieren. Gleich am Eingang fällt der Blick auf ein sehr interessantes Exponat, eine eiserne Kniehebel-
presse von Benjamin Franklin, die er um 1726 in einer Londoner Zeitungsdruckerei verwendete.



Desweiteren findet man im Erdgeschoß die Vorläufer des frühen deutschen Zeitungswesens, wie zum Beispiel die Entwicklung des Postwesens und damit verbunden der Telegraphen- und Telefonapparate, sowie den Aufbau des Eisenbahnnetzes. Vor der periodisch erscheinenden Presse gab es bereits handgeschriebene, später gedruckte Einzelzeitungen, die jeweils zu einem bestimmten Ereignis herausgegeben wurde; auch dazu sind zahlreiche Original-Blätter ausgestellt. Bereits in diesem frühen Stadium der Pressegeschichte wurde eine geistliche Zensurkommission ins Leben gerufen, die gegen solche Druckwerke einschreiten sollte. Es zeigt sich schon hier, daß die Geschichte der Presse aufs engste mit der Geschichte der Zensur verwoben ist, was beim Gang durch das Museum immer wieder verdeutlicht wird. Im 1. Obergeschoß lassen sich Zeugnisse zum Verhältnis von Politik und Presse im 18. und 19. Jahrhundert neben Exponaten zum Thema "Zeitung im Urteil der Zeitgenossen" finden. Auf alten Kupferstichen und Gemälden werden verschiedene Formen der Zeitungslektüre in oft sehr witziger Art dargestellt.



DIE POLITISCHE MADUZEIF
Französischer Kupferstich von 1800, einem unbemittelten Zeitungswirtschaftler dargestellt, der sich im Wartezimmer mit dem für den Leser zu gutem Zweck dafür aber in dem dort erscheinenden politischen Tagesblätter eine recht günstige Nahrung findet.

Vorlage:
Deutsches Zeitungs- und
Druckwesen, Dr. Martin Weiser, München

So wurden damals die Zeitungen in größerer Runde oder auf dem Dorfplatz laut vorgelesen und damit auch gleich über das Gelesene diskutiert und kritisch reflektiert - eine alte Gewohnheit, die auch in heutiger Zeit durchaus wieder ihre Berechtigung hätte. Das 2. Obergeschoß bleibt der Entwicklung der Presse im 19. und 20. Jahrhundert bis hin zum Dritten Reich vorbehalten. In den ausgestellten Zeitungsoriginalen, Briefen, Dekreten und Protokollen wird eindrücklich der Widerstreit zwischen der entstehenden Demokratie und der immer wieder von staatlicher Seite massiv ausgeübten Zensur dargestellt. Auf ein Beispiel soll an dieser Stelle etwas näher eingegangen werden: 1819 wurden von Clemens von Metternich die sogenannten "Karlsbader Beschlüsse" erlassen, die alle Druckwerke unter zwanzig Bogen Umfang der Zensur unterwarfen, alle ausführlicheren Veröffentlichungen davon jedoch befreiten. Es wurde wohl berechtigterweise angenommen, daß alles was zwanzig Bogen überschreite, eh von den Leuten nicht mehr gelesen werde. Dies veranlaßte den Publizist Robert Eduard Prutz (1816 - 1872) zu seinem Gedicht "Die freie Presse". Hier einige Auszüge:

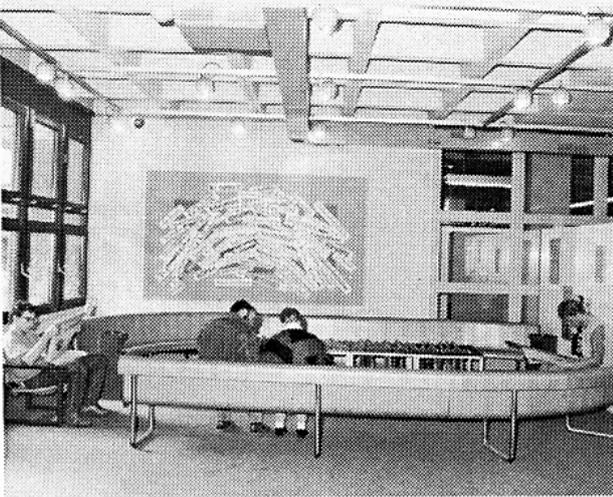
"... zwanzig Bogen, zwanzig Bogen!
nun gereckt und nun gezogen,
an den Federn nun gesogen
bis die zwanzig Bogen voll!
Neunzehn Bogen sind noch sündig,
aber zwanzig machen mündig,
wär' der zwanzigste auch toll!

... neunzehn Bogen sind gefährlich,
aber zwanzig machen ehrlich,
aber zwanzig machen frei!"

Auf der anderen Seite werden beim Hambacher Fest 1832 und schließlich bei der März-Revolution 1848 Erfolge für das Bürgerrecht der Pressefreiheit verbucht, auch das jeweils mit eindrucksvollen Originaldokumenten im Meersburger Zeitungsmuseum dokumentiert.



Den Abschluß der Ausstellung bildet eine Diashow zur modernen Zeitungsherstellung sowie eine Aufstellung von alten Volksempfängern und Fernsehapparaten. Damit möchte Herr Welke zuletzt auch mit der Frage, ob die "Neuen Medien" eine ernsthafte Konkurrenz zum Medium Zeitung sind, den Bogen zur Gegenwart spannen. Ein Blick in die Zeitungsecke unserer Bibliothek wird da für sich sprechen.



Beglückwünscht man den Museumsdirektor am Ende des gemeinsamen Rundgangs zu dieser gelungenen Ausstellung, so erfährt man, daß er das Ganze erst als eine Art Skizze, als ein Provisorium, "das es jetzt allmählich auszufüllen gilt", betrachtet. Vor allem didaktisch möchte er noch viel verbessern, beispielsweise die Schautafeln und Erläuterungen, um sowohl dem

zufällig hereinkommenden Touristen, als auch dem fachlich Vorgebildeten Zugang zu den Sammlungen zu verschaffen. Eine genaue chronologische und andererseits sachlich, inhaltliche Gliederung des Gezeigten sowie ein detaillierter Museumsführer stehen dabei ganz oben auf seiner Wunschliste. Wichtig für ihn bleibt auch weiterhin die Forschung auf dem Gebiet der Zeitungsgeschichte. Die dafür notwendige Zeit nimmt sich Herr Welke im Winterhalbjahr; in diesen Monaten bleibt das Museum für die Allgemeinheit, mit Ausnahme angemeldeter Gruppen, geschlossen. Insgesamt gesehen ist das neue Deutsche Zeitungsmuseum in Meersburg ein sehr eindrückliches Beispiel, wie mit viel Elan und Eigeninitiative ein ehrgeiziger Plan in die Wirklichkeit umgesetzt wird, ungeachtet aller zunächst auftretenden Hindernisse und Schwierigkeiten. Für die zweite Saison ist dem Museum und der Familie Welke ein ähnlicher Erfolg wie 1989 zu wünschen.

Die Bibliothek muß das kreuzweise Lesen mehrerer Bücher erschweren, da es zum Schielen führt.

Bibliothek aktuell

Informationsblatt für die Mitarbeiter
der Bibliothek der Universität Konstanz
Postfach 5560, Universitätsstraße 10,
D-7750 Konstanz

Herausgeberteam:

Christina Egli, Cornelia Eitel, Susanne Göttker,
Martina Härle, Uwe Jochum, Bettina König,
Christine Meyer, Anke Rautenberg, Doris Schwarz

Schreibsatz:

Birgit Renz

Redaktion dieses Heftes:

Christina Egli, Cornelia Eitel, Uwe Jochum

Fotos, Repros usw.

(wenn nicht anders angegeben):
Christina Egli

Gesamtherstellung:

Universität Konstanz, Hausdruckerei

Auflage:

400 Exemplare

ISSN 0342-9636

News aus der Mediothek

von Frank Bader

Jeder kennt Brechts "Fragen eines lesenden Arbeiters", aber wer kennt schon die Fragen denkender Mediotheksbenutzer?

--- Guten Tag. Ist das hier die Videothek? ---
 Wie funktioniert das denn mit der Videothek? ---
 Einen Kopfhörer bitte! --- Haben Sie den Film "Mit
 der Axt im Wald?" --- Wo gibt es denn die Kopfhö-
 rer? --- Haben Sie ein Verzeichnis der Spielfilme? --
 - Können Sie mal kommen; ich glaube die
 Videokassette liegt falsch im Gerät. --- Kann ich
 einen anderen Kopfhörer bekommen? Aus diesem
 kommt gar kein Ton. --- Warum darf ich denn heute
 keinen Spielfilm ansehen? --- Wo liegt denn die
 Videoliste aus? --- Wieso haben Sie denn keine
 Pornofilme? --- Einen Kopfhörer bitte. --- Warum
 kostet eine Reader-Printer-Kopie denn 0,50 DM? ---
 Kann ich für einen Ausweis drei Kopfhörer
 bekommen? --- Wieso sind denn alle Videogeräte
 besetzt? --- Wie finde ich denn den Film "Rambo?" -
 -- Einen Kopfhörer!! --- Warum gibt es denn keine
 Videoliste? --- Ich suche den Spielfilm ... den Titel
 habe ich vergessen. Den Regisseur auch. ---
 Kopfhörer!!! --- Ich hätte gern das Buch mit der
 Signatur E 78/19. --- Warum stehen denn die
 Spielfilme überhaupt im Schrank? --- Das ist das
 falsche Buch. Ich wollte doch die Signatur E 78/91!
 --- Einen Kopfhörer bitte. --- Geben Sie mir doch
 mal den Schlüssel für den Schrank. Ich will einen
 Film ansehen! --- Ich glaube, der Kopierer ist
 defekt. Ich habe den Tesafilm-Streifen über dem

Schlitz entfernt und 0,50 DM eingeworfen, aber es
 kommen keine Kopien. --- Kopfhörer!!! --- Der
 Computer taugt nichts. Ach, die CD wird nicht in
 den schwarzen Schlitz geschoben. --- Wieso haben
 Sie denn nur klassische Musik? --- Einen Kopfhörer
 bitte. --- Ich finde die Signatur "fse" nicht. Die gibt
 es überhaupt nicht!! --- Warum haben Sie den Film
 "Rambo" nicht? --- Warum haben Sie denn keine
 Kopfhörer mehr? --- Kann man Videorecorder
 ausleihen? --- Kann ich einen anderen Kopfhörer
 bekommen, der hier drückt so? --- Ich habe gehört,
 man kann Spielfilme über's Wochenende
 ausleihen; kann ich was Lustiges haben? --- Sie
 haben hier doch Zeitungen auf Mikrofilm, nicht
 wahr? Ich hätte gern alle Artikel aus der FAZ und
 Welt, die sich mit AIDS befassen! --- Einen
 Kopfhörer bitte. --- Haben Sie einen Diaprojektor?
 Ich möchte mal meine Urlaubdias sehen. --- Was
 heißt das, als Externer darf ich keine Mitschnitte
 ansehen? Was habe ich denn mit dem Urheber-
 recht zu tun? --- Sie schließen in zwei Minuten?
 Können wir den Film nicht zu Ende sehen? Er dau-
 ert ja nur noch zwanzig Minuten! --- Einen Kopfhö-
 rer bitte! ---

H I L F E !!!

Die Auskunft muß unerreichbar sein.

Einführung anläßlich der Ausstellung "Literaturzeitschriften"

Von Martin Zürn

Mitglied der Redaktion der Konstanzer Literatur-
 zeitschrift "Der Wandler"

120 Hefte hingen an dünnen Fäden, Probeexemplare von 120 Literaturzeitschriften aus dem deutschsprachigen Raum. Sie bilden aber nur etwa ein Viertel von der Gesamtmenge, eine genaue Zahl ist nicht zu ermitteln, da die Fluktuation sehr groß ist. Bis 12. Mai war die vom Börsenverein des deutschen Buchhandels zusammengestellte Ausstellung zu sehen./ce

"Die Theorien und Schulen", sagt Marcel Proust, "verschlingen einander wie Mikroben und Einzeller und erhalten durch ihren Kampf die Kontinuität des Lebens."

Für den bundesdeutschen Literaturbetrieb

scheint dies nicht uneingeschränkt zu gelten. Denn der Blick in die Feuilletons großer Tageszeitungen zeigt immer die gleichen Namen, die gleichen Gesichter. Das, was der arrivierte Proust ironisch als "Kampf der Mikroben" charakterisiert hat, stellt sich aus der Froschperspektive kleiner Literaturschaf-

fender als Gerangel weniger mächtiger Platzhirsche um die besten Ränge in den Bestsellerlisten dar. Junge Talente werden aus rein ökonomischen Gründen blockiert.

Mir selbst ist ein Fall bekannt, in dem der Roman eines Nachwuchsautors abgelehnt wurde - nicht weil er schlecht war, sondern weil sich der Werbeaufwand für den Verlag nicht rentierte. Ein Konkurrent war dann bereit, den Text herauszubringen, verlangte aber vom Autor einen Kostenbeitrag in fünfstelliger Höhe. Der Roman erschien bis heute nicht. Trotz allem hat der Autor noch Glück gehabt. Denn meist wandern die Texte ungelesen in den Papierkorb.

Aus dieser Perspektive bestimmt sich der Platz v.a. kleinerer Literaturzeitschriften von selbst. Natürlich wird auch dort vieles NICHT gedruckt, doch alles wird gelesen und - zumindest in unserer Zeitschrift, dem WANDLER - auf Wunsch mit den Schreibenden diskutiert. Erste Anregungen und Einsichten in die Fruchtbarkeit solcher Diskussionen verdanken wir Hermann Kinders Seminar "Schreiben". Drei Teilnehmer, die die Redaktion inzwischen leider verlassen haben, hatten 1986 die Idee, eine eigene Zeitschrift herauszugeben. 1987 stellten sie die erste Nummer des WANDLER in Konstanz der Öffentlichkeit vor. Von Anfang an wurde Wert gelegt auf institutionelle Unabhängigkeit. Dennoch litt auch dieses Projekt lange unter der manischen Fixierung des Publikums auf bekannte Namen. Immer wurde der WANDLER mit Hermann Kinder in Verbindung gebracht, nur weil er zum Start freundlicherweise einen kurzen Text zur Verfügung gestellt hatte. Außerdem trug der WANDLER lange - teilweise auch heute noch - das Etikett einer universitären Einrichtung. Daß der Verein der Freunde und Förderer der Universität - wie übrigens auch die Stadt - eine schüchterne Bitte um einen bescheidenen Druckkostenzuschuß aus undurchsichtigen Gründen ablehnte, drang schließlich bisher nicht ins öffentliche Bewußtsein vor.

Wenn der WANDLER also ein- bis zweimal pro Jahr in einer Auflage von 500 Exemplaren erscheinen kann, ist das ausschließlich privatem Engagement zu verdanken. Wie vermutlich die allermeisten Literaturzeitschriften steht der WANDLER auf drei Säulen:

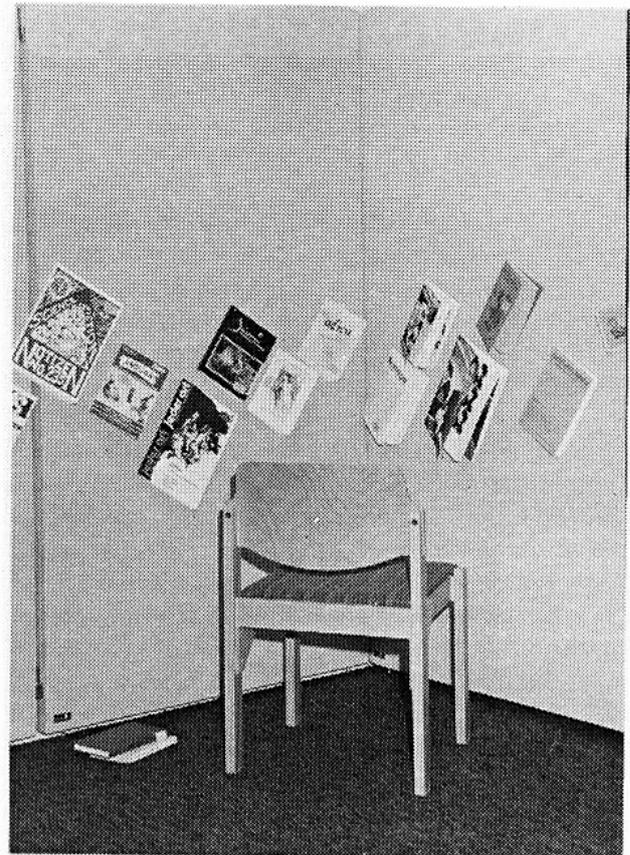
- 1) auf der Säule der Resonanz vieler Lese- und Schreibbegeisterter,
- 2) auf der Säule unentgeltlicher redaktioneller und organisatorischer Arbeit und
- 3) auf der Säule der Unterstützung durch Inserate aus der Konstanzer Geschäftswelt.

Die Inserateinnahmen garantieren, daß die Zeitschrift nicht an den Klippen eines hohen Verkaufspreises und eines großen finanziellen Risikos der Redakteurinnen und Redakteure scheitert.

Trotz solcher Abhängigkeiten versuchen wir, nicht allen schnellebigen literarischen Trends hinterherzulaufen, thematische Verengungen zu vermeiden. "Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen."

Damit steht die Tatsache im Einklang, daß die Mitglieder der Redaktion selbst keine einheitlichen literarischen Standpunkte vertreten. Konsens besteht allerdings darin, einer leider recht häufigen, vor trivialer Betroffenheit tiefenden Trauerlyrik möglichst rasch dem Papierrecycling zuzuführen. Ansonsten stellen wir unterschiedlichste literarische Ausrichtungen einander gegenüber.

Wegen dieser Konzeption freut es uns besonders, daß die festgefügte Berliner Mauer der späten Ära Honecker für den WANDLER kein unüberwindliches Hindernis darstellte. Texte aus der DDR haben unsere 1989 erschienenen Nummern 4 und 5 bereichert.



Vielleicht hat dies dazu beigetragen, daß wir mittlerweile zur eigenen Überraschung Manuskripte aus der deutschsprachigen Diaspora in Tiflis erhalten haben. Texte aus der CSSR wurden uns angekündigt.

Die überwiegende Zahl der eingesandten Manuskripte stammt natürlich aus dem Süden der Bundesrepublik und den angrenzenden deutschsprachigen Ländern. Der Heftverkauf ist auf die Region Konstanz beschränkt.

Der begrenzte Verbreitungsgrad stellt sicher für viele kleine Zeitschriften ein Problem dar. Er verhindert, daß benachbarte Editionen miteinander in Kontakt treten, sich über AutorInnen, redaktionelle und technische Erfahrungen austauschen. So war uns zum Beispiel lange nicht bekannt, daß in St. Gallen ebenfalls eine Zeitschrift erscheint, die heuer ihren stolzen 10. Geburtstag feiert. Leider ist sie in dieser Ausstellung nicht repräsentiert. Für die WANDLER-Redaktion ist das einerseits ein Grund,

öffentlich zu gratulieren, andererseits darauf hinzuweisen, daß eine zehnjährige Existenz für eine Publikation dieser Art beinahe sensationell ist. Der systembedingte Zwang, im vor-kommerziellen Feld operieren zu müssen, macht den meisten Projekten schon nach wenigen Nummern den Garaus.

Wir begrüßen deshalb das Unternehmen des Börsenvereins des deutschen Buchhandels, eine Ausstellung deutschsprachiger Literaturzeitschriften zu organisieren. Vielleicht trägt diese dazu bei, der zersplitterten Plattform, der aus ökonomischen Gründen unterdrückten Literatur im öffentlichen Bewußtsein etwas mehr Platz zu schaffen.

Es darf immer nur ein Buch auf einmal ausgehändigt werden.

Das ISBN-Abrufverfahren als erster Schritt in der Kooperation zwischen Konstanz und Bibliotheken in der DDR

von Axel Jacquin
(Südwestdeutscher Bibliotheksverbund / Verbundzentrale)

Seit Öffnung der innerdeutschen Grenze suchen Bibliotheken in der DDR Kontakte zu bibliothekarischen Einrichtungen in der Bundesrepublik, um sich über lokale Systeme und deren Zusammenarbeit mit regionalen Verbänden zu informieren.

Im Herbst 1989 und verstärkt in diesem Frühjahr haben Vertreter mehrerer Bibliotheken aus der DDR die UB Konstanz und die Verbundzentrale des SWB-Verbandes besucht.

Bisher haben zwei DDR-Bibliotheken Interesse an einer Zusammenarbeit mit dem SWB-Verband und der UB Konstanz gezeigt:

- die Hauptbibliothek der Akademie der Wissenschaften in Ostberlin (Herr Dr. Rex)
- die TUB Dresden (Herr Prof. Dr. Pflug)

In diesem Zusammenhang steht auch der Besuch von Herrn Ministerialrat Dr. Solte vom Ministerium für Wissenschaft und Kunst Baden-Württemberg in mehreren Bibliotheken Sachsens, der dort neben anderen Möglichkeiten der Zusammenarbeit auch das Angebot des SWB-Verbandes vorgestellt

hat.

Aufgrund des in der DDR fehlenden Telekommunikationsnetzes (nach der X.25-Norm) wird es diesen Bibliotheken auf absehbare Zeit nicht möglich sein, über ONLINE-Anschlüsse im SWB-Verband zu katalogisieren.

In dieser Situation kam das von der SWB-Verbundzentrale im Herbst 1989 entwickelte sog. "ISBN-Abrufverfahren mit einem PC" gerade zur rechten Zeit, um den interessierten DDR-Bibliotheken die Möglichkeit zu geben, auch ohne Terminal-Anschluß einen Grundbestand an Titelaufnahmen für einen zukünftigen OPAC aufzubauen.

Das ISBN-Abrufverfahren erfordert auf Bibliotheksseite keinen ONLINE-Anschluß und keine Kenntnisse des Regelwerks und deren Anwendung in der Verbunddatenbank. Auf Verbundseite werden die Dialogzeiten der anderen Teilnehmer nicht belastet, und es entsteht, obwohl es sich um ein OFFLINE-Verfahren handelt, kein Nachbearbeitungsaufwand.

Von den derzeit rund 1,7 Mio Monographien-Titeln, die in der Verbunddatenbank enthalten sind,

wird in vierteljährlichem Turnus ein ISBN-Register mit derzeit 450.000 ISBNs und den zugehörigen Erscheinungsjahren abgezogen und den Bibliotheken, zusammen mit einem Erfassungsprogramm, auf Disketten zur Verfügung gestellt. Das Erscheinungsjahr wurde als zusätzliches Unterscheidungskriterium hinzugenommen, um mehrere Auflagen eines Werkes, die in verschiedenen Jahren erschienen sind, aber die gleiche ISBN haben, unterscheiden zu können.

Die das Verfahren nutzende Bibliothek installiert einmalig die Erfassungssoftware sowie in regelmäßigem Turnus das jeweils aktualisierte ISBN-Register auf einem IBM-kompatiblen PC. Das Register beansprucht ca. 5 Megabyte Platz auf der Festplatte des PCs.

Das Erfassungsprogramm läßt die Eingabe von Lokaldaten (wie Signatur u.ä.) nur für solche Monographien zu, deren ISBN im ISBN-Register des SWB-Verbundes verzeichnet ist. Eine Erfassung von Sacherschließungsdaten ist nicht möglich.

Die erfaßten Lokaldaten werden zusammen mit den gefundenen ISBNs auf Diskette an die Verbundzentrale geschickt und dort per Programm außerhalb der Dialogzeiten in die Verbunddatenbank eingespielt.

Nicht verschwiegen werden sollen einige Probleme, die sich in der Einführungsphase des Verfahrens ergaben, die aber durch entsprechende Maßnahmen behoben werden konnten.

So erwiesen sich die Bandaufführungsätze bei mehrbändigen Werken als problematisch. Ca. 70.000 dieser sog. "OD-Sätze" enthalten zwar eine ISBN. Das Erscheinungsjahr ist aber nicht, wie bei normalen Titelaufnahmen, in der dafür vorgesehenen Kategorie erfaßt, sondern zusammen mit den Titelangaben und Umfangangaben in einer gemeinsamen Textkategorie abgelegt, und kann daher von dem Programm, das das ISBN-Register erzeugt, bei diesen Titelsätzen nicht automatisch erkannt und in das ISBN-Register übernommen werden.

So hätte es beispielsweise passieren können, daß eine Bibliothek die 6. Auflage eines Buches mit Erscheinungsjahr 1986 besitzt, die entsprechenden Lokaldaten per ISBN-Abruf aber einer Titelaufnahme zur 8. Auflage mit Erscheinungsjahr 1988 zuordnet, weil die ISBN bei beiden Auflagen gleich ist, aber das Jahr als Unterscheidungskriterium im ISBN-Register fehlt.

Daher gibt es in den bibliothekarischen Arbeitsblättern für das Verfahren den Hinweis, daß bei ISBNs von Einzelbänden mehrbändiger Werke

im Zweifelsfall zusätzlich die Auflage in der lokalen Fußnote mit abgelegt werden soll, damit nachträglich ONLINE festgestellt werden kann, ob die Auflagen unterschiedlich sind.

Ein anderes Problem ergab sich durch Konstanzer Altdaten. Hier sind bei Gesamtaufnahmen mehrbändiger Werke die ISBNs der einzelnen Bände in vielen Fällen nicht in den Stücktitelaufnahmen bzw. Bandaufführungssätzen abgelegt, sondern zusammen im Titelsatz der Gesamtaufnahme. Dies hätte zur Folge, daß die Lokaldaten der einzelnen Bände fälschlicherweise der Gesamtaufnahme zugeordnet werden, statt den Titelaufnahmen der einzelnen Bände. Daher werden überhaupt keine ISBNs von Gesamtaufnahmen mehrbändiger Werke oder Reihen in das ISBN-Register übernommen.

Bisher haben 24 Bibliotheken den ISBN-Abruf installiert, davon 16 Fachhochschulbibliotheken. 5 Fachhochschulbibliotheken haben im Zuge dieses Verfahrens bereits Daten geliefert.

Es hat sich gezeigt, daß die Trefferquote, d.h. der Anteil aus den Buchbeständen der jeweiligen Bibliothek, der im ISBN-Register gefunden wird, von Fachgebiet zu Fachgebiet stark schwankt. Wie die Fachhochschulbibliotheken berichten, liegt die Trefferquote im Bereich der Informatikliteratur sehr hoch (bei 50 bis 60 Prozent), weil hier die Literatur sehr aktuell ist, und die meisten Bücher eine ISBN besitzen, während die Trefferquote in anderen Fachgebieten bis auf 10 Prozent sinken kann.

Auch die bereits erwähnten Bibliotheken in der DDR nehmen probeweise am ISBN-Abruf teil. Aufgrund der besonders engen Kooperation zwischen der UB Konstanz und der Hauptbibliothek der Akademie in Ostberlin hat Herr Dr. Franken mehrere Urlaubstage genutzt, um Materialien seiner Bibliothek den dortigen Kollegen zur Verfügung zu stellen. Dies ermöglichte der Verbundzentrale, Herrn Dr. Franken einen PC als Leihgerät mit der vollständig installierten ISBN-Software mitzugeben, da die Bibliothek zwar das DV-technisch geschulte Personal, nicht jedoch die geeignete technische Ausstattung besitzt.

Wie die Trefferquote beim ISBN-Abruf in den DDR-Bibliotheken aussieht, läßt sich noch nicht absehen, da osteuropäische Titel nur selten eine ISBN enthalten. Zu erwarten ist, daß aufgrund des dortigen Devisenmangels nur wenig westliche Literatur beschafft wurde. Allerdings ergibt sich für die Hauptbibliothek der Akademie der Wissenschaften in Ostberlin eine Sondersituation. Dieser stand ein mehrfach höherer Devisenbetrag für die Beschaffung westlicher Literatur zur Verfügung als z.B. einer Universitätsbibliothek in der DDR.

Auch für die im Bundesgebiet und in der Re-

gion anlaufenden Konversionsvorhaben wird die ISBN eine immer größere Bedeutung erhalten. Sofern sie in den Konversionsdaten mitgeliefert wird,

kann der Anteil an Konversionsaufnahmen, die manuell in die Verbunddatenbank überführt werden müssen, erheblich reduziert werden.

Es muß unmöglich sein, sich innerhalb der Bibliothek irgendwie leiblich zu stärken.

Rätsel

von Martina Härle



Die »Farm in den grünen Bergen« bei Barnard in Vermont/USA (1941-1951)
Aus: Jochen Becker: Carl Zuckmayer und seine Heimat - Mainz, 1989

In Heft 57 wurde nach dem vollständigen Namen einer Bibliothek gefragt. Es handelte sich hierbei um die "Baker Memorial Library at Dartmouth College" in Vermont/USA. Beschrieben hat diese Bibliothek Alice Herdan-Zuckmayer (Ehefrau des Schriftstellers Carl Zuckmayer) in ihrem Buch "Die Farm in den grünen Bergen", wo sie über die Zeit der Emigration auf der einsam gelegenen "Backwoods-Farm" (s. Abb.) in Vermont berichtet.

Die einzige richtige Lösung nannte uns Frau von Cube (Zeitschriftenstelle). Als Preis erhielt sie das Taschenbuch "Das Kästchen", in dem Alice Herdan-Zuckmayer ihre Kindheitserinnerungen erzählt.

"Die Tagesarbeit ermüdet wohl, weckt aber auch das Verlangen, den Staub abzuwaschen und verdoppelt den Reiz geistigen Genusses"

"Die Stadt gefällt mir wohl, besonders, daß ich nicht drin, sondern vor derselben draußen wohne. Eng und winkelig, mittelalterlich romantisch, aber auch etwas dunstig und schmutzig. Das Schloß ist prächtig. Vor allem der Schloßberg und die Alleen sind herrlich ...". Im Alter von 18 Jahren kam er als Buchhändlerlehrling in diese Stadt. Täglich um halb acht Uhr begann die Arbeit und dauerte, von einer

einstündigen Mittagspause unterbrochen, bis abends halb acht Uhr. Wie jeder andere Lehrling hatte er Bücher zu verpacken und auszutragen, Prospekte zu verschicken, Fakturen zu ordnen, Zeitschriften zu expedieren, die Antiquariatsbestände zu sichten und alte Bücher zu kollationieren. In seiner beschränkten Freizeit zog er sich mehr und mehr zurück und baute sich sein eigenes geistiges Reich auf. Die Welt der Dichtung ersetzte ihm Freunde und Geselligkeit; jede Stunde, die er nicht über guten Büchern oder Zeitschriften verbrachte, schien ihm verloren.

Nach drei Jahren stieg er zum Buchhandlungsgehilfen auf und stand damit finanziell erstmals auf eigenen Beinen. Doch sein kaufmännischer Beruf betrübte ihn sehr: "Je ruhiger ich werde und je mehr ich mich bemühe, meinem Berufe Liebe und Fleiß zu widmen, desto gewisser wird mir seine relative Niedrigkeit - es ist eben Kauf und Verkauf ... Abends flüchte ich mich vom Äußeren der Bücher in's Innere und betreibe planmäßig literaturhistorische und überhaupt geistesgeschichtliche Studien, die wie ich hoffe, sich später werden verwerten lassen."

Im Herbst des gleichen Jahres erschien auch schon seine erste Veröffentlichung - ein Büchlein mit schwermütigen Gedichten. Aber beruflich änderte sich zunächst nicht viel. Als Sortimentsgehilfe wechselte er ein Jahr später nach Basel, sah sich aber wieder hinter Schreibpult und Ladentisch gestellt. Doch die Stadt, die ihm aus seinen Kinderjahren vertraut war, erschloß ihm eine neue Welt und weitete seinen Blick. Er erwanderte sich die Schweiz, zuerst vor allem die Gegend um den

Vierwaldstätter See, und begann, die Natur neu zu erleben. "Ich kreuze den ganzen Tag im Boot auf der Fläche und in den Buchten umher. Ein leichtes Kielboot, für die Ruhepausen eine Zigarre und ein Band Plato, sowie Rute und Angelzeug, das ist meine Ausrüstung." Seine abendlichen Stunden gehörten wieder der Literatur, hauptsächlich der Lektüre kunstgeschichtlicher Werke und dem eigenen Schreiben und Dichten.

Um etwas mehr Freiheit für seine literarischen Arbeiten zu haben, kündigte er auch seine Stelle in der Buchhandlung und trat in ein Antiquariat für ein Monatsgehalt von nicht mehr als hundert Franken ein. Durch die Honorare, die er für seine Gedichte und Aufsätze von verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften erhielt, gelang es ihm, ohne Schulden durchzukommen. Deshalb schlug er auch nach längerem Zögern das verlockende Angebot einer Assistentenstelle am Buchgewerbemuseum in Leipzig aus.

Lange mußte er nun auch nicht mehr warten bis zum großen Erfolg und ersten Ruhm, der es ihm ermöglichte, das Leben eines freien Schriftstellers zu führen: "Jetzt also war, unter vielen Stürmen und Opfern, mein Ziel erreicht: Ich war, so unmöglich es geschehen hatte, doch ein Dichter geworden und hatte, wie es schien, den langen, zähen Kampf mit der Welt gewonnen."

WER IST'S ?

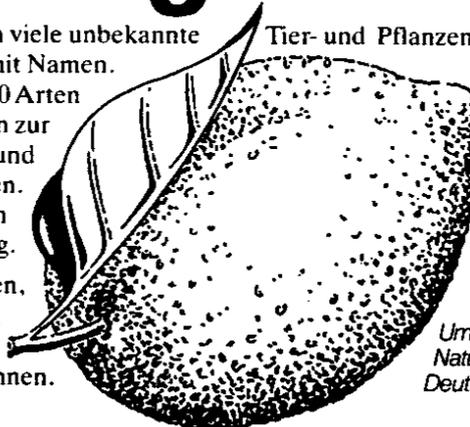
Als Preis winkt diesmal ein kleines Bändchen der gesuchten Person.

Die Öffnungszeiten müssen genau mit den Arbeitszeiten zusammenfallen, also vorsorglich mit den Gewerkschaften abgestimmt werden.

Mit Zitronen gehandelt

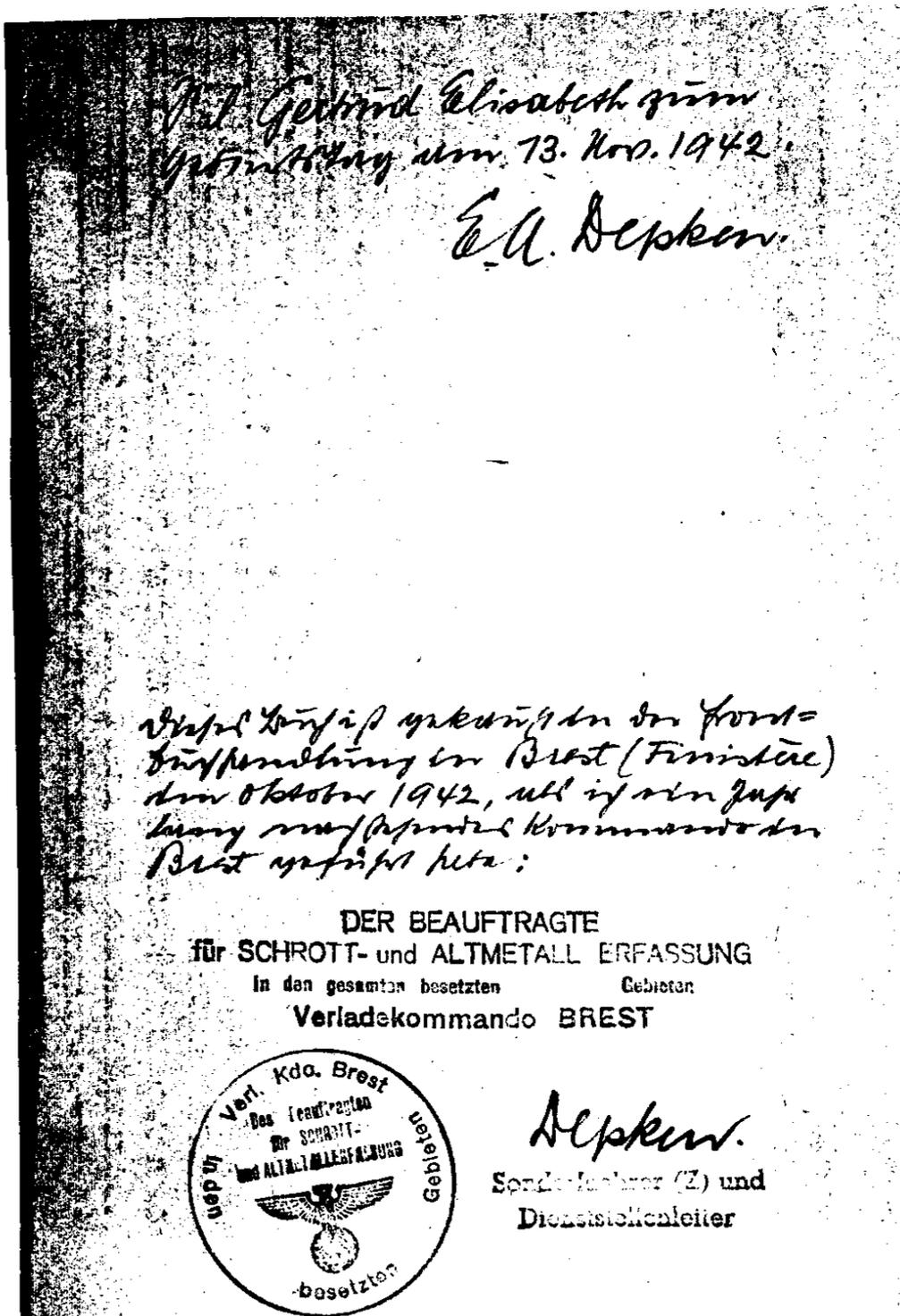
In den Tropenwäldern der Erde leben viele unbekannte Tier- und Pflanzenarten. Gerade 1 Million kennt man mit Namen. Und Tag für Tag werden über 20 Arten ausgerottet, weil riesige Waldflächen zur Anlegung von Zitrus-, Kaffee- und Kakaopflanzungen vernichtet werden. Die Folgen sind Naturkatastrophen und eine weltweite Klima-Veränderung.

Wenn Sie uns den Coupon schicken, sagen wir Ihnen, was wir zur Rettung der Tropenwälder tun - und wie Sie uns dabei helfen können.



Bund für
Umwelt und
Naturschutz
Deutschland
e.V.

Zeitgeschichte auf dem Vorsatzblatt



Werner Bergengruens Novellensammlung 'Die Heiraten von Parma' ging einen langen Weg, ehe sie in unseren deu-Beständen die wohlverdiente Ruhe fand. Von der Hanseatischen Verlagsanstalt Hamburg zog sie gleich einer Marketenderin mit der deutschen Wehrmacht bis in die 'Frontbuchhandlung' in Brest. Finistère, Finis terrae war Endstation: weiter ging es nur mit den deutschen U-Booten, ehe sie zusammengebombt wurden. Zum Glück überstand die wohlfeile Papierausgabe das Recycling in wehrhaftes Schrott und Altmittel.

Von den besetzten Gebieten in unsere besetzten Regale. Das ehemals so stolze Emblem verblaßt zusehends, der Adler läßt Federn und die Swastika ist nur mit böswilliger Phantasie erkennbar. Die Zeit vergeht, auch für Bergengruens Hochzeiten. Gültigkeit behält nur - auch nach fünfzig Jahren Geschichte - die Bezeichnung Dienststellenleiter. B

**Die Rubrik „Neue Mitarbeiter stellen sich vor“
wird aus datenschutzrechtlichen Gründen in der
elektronischen Ausgabe von Bibliothek aktuell
nicht veröffentlicht.**

Personalnachrichten

vom 18. November 1989 bis 11. Mai 1990

Angefangen haben

Frau Galina Schulte, Fachreferat Slavistik, am 1.12.89

Frau Pia Zahn in der Benutzung am 1.4.90

Ausgeschieden sind

Frau Regina Baer am 30.4.90. Sie ist nach Düsseldorf gezogen.

Frau Martina Pfister am 30.4.90. Sie wechselte nach Stuttgart.

Besucht haben uns

Frau Jung und Herr Mehl von der Fachhochschule für Bibliothekswesen Hannover am 4.12.89

Sechs Personen zu einem Probepraktikum vom 11. - 13.12.89

Herr Rex, Direktor der Hauptbibliothek der Akademie der Wissenschaften in Ost-Berlin, am 10.1.90

Frau Schwarz und Frau Zehrer vom Ibero-Amerikanischen Institut Preußischer Kulturbesitz in Berlin am 10.1.90

Frau Stroh und Frau Reichstein von der Akademie der Wissenschaften in Ost-Berlin vom 29.1. - 3.2.90

Frau Bussiau von der UB Mannheim am 1.2.90

Herr Gaier mit drei Professoren von der Universität

Leipzig am 8.2.90

Frau Liselotte Müller zu einem Praktikum in der Zeit vom 19.2. - 21.3.90

Herr Iltireh Dyama Guire aus Djibouti am 5.3.90

Herr Pflug von der Bibliothek der TU Dresden am 8.3.90

Frau Hancke vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt Freiburg am 19.3.90

Zwei Referendare aus der UB Freiburg am 29.3.90
Probepraktikanten für die Ausbildung zum gehobenen Dienst in der Zeit vom 2.4. - 6.4.90

Acht Referendare aus der Bibliotheksschule Frankfurt vom 3.4. - 5.4.90

Monika Bless, Praktikantin aus der Stadtbibliothek Winterthur, vom 2.4. - 27.4.90

Frau Feige aus der UB Freiburg vom 18.4. - 20.4.90

Frau Bruggemeister und Herr Frühauf von der Sächsischen Landesbibliothek Dresden am 26.4.90

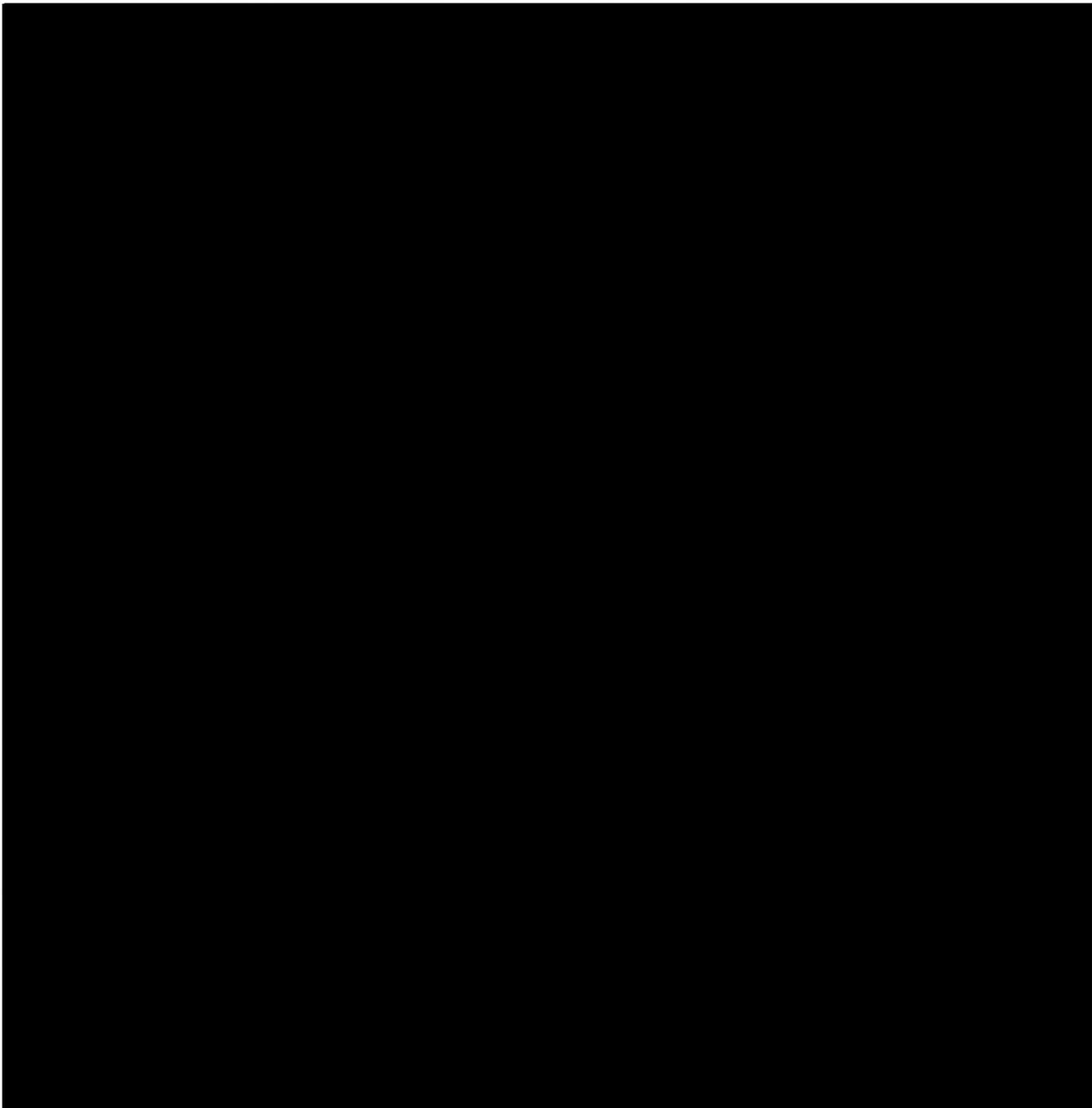
Herr Baumgartner von der Hochschule St. Gallen am 3.5.90

25-jähriges Dienstjubiläum hatten

Frau Derachschanj am 30.11.89

Herr Dahlmann am 1.4.90

Herr Schmitz-Veltin ebenfalls am 1.4.90



Der Bibliothekar muß den Leser als einen Feind betrachten, als Nichtstuer (andernfalls wäre er bei der Arbeit) und als potentiellen Dieb.

Guido's Buchtip:

Alfons
Schweiggert
**Das
Buch**
Roman
Ehrenwirth

DAS BUCH ist uralte, und doch kennt es kaum einer. Es war immer schon da und wird für alle Zeit unter uns sein. Wenn es auftaucht, gehen viele an ihm vorbei. Nicht der Leser kommt zu ihm, es sucht sich den Leser. Wen es besitzt, den läßt es nicht los. Wer es kennt, spricht nicht von ihm.

Es ist nicht irgendein Buch; es ist DAS BUCH. Der Leser ist sein Held. DAS BUCH ist dessen Schicksal.

Wer den Roman liest, erlebt das Schicksal eines Büchernarren, den DAS BUCH in grotesker Weise verwandelt. Jeder, der sich in die Lektüre vertieft, erfährt, daß von ihm selbst die Rede ist. Am Ende weiß er, daß ihn selbst das bizarre Schicksal erwartet, auch wenn er es nicht wahrhaben will.

Deshalb: Warnung vor DEM BUCH. Doch wenn DAS BUCH auswählt, der hört nicht darauf...

Für alle, die mit Büchern und in Büchern leben, für Büchernarren, Bibliophile, Bücherwürmer, Bibliomanen, Büchersammler, Biblioklasten, Bibliophagen, Buchbesessene, Bibliotaphen, Schriftsteller, Dichter, Lektoren, Verleger, Hersteller, Schriftsetzer, Korrektoren, Buchdrucker, Buchbinder, Vertreter, Buchhändler, Kritiker, Buchleser, Bibliothekare, Buchkenner, Bibliothérapeuten, Bibliagogen, Antiquare, Bücherwahnsinnige und bücherlose Buchmuffel, - für sie alle, nur für sie.

Nicht um die Menschwerdung »geht es auf Erden, es geht allein um die Buchwerdung«: Dieses Schicksal ereilt Herrn Bibli, den Büchernarren, den DAS BUCH erwählt, bei einer zufälligen Begegnung auf dem Flohmarkt, und er kann sich trotz düsterer Vorahnung der Faszination nicht entziehen. So beginnt die Verwandlung.

Aus einem unerklärlichen Antrieb heraus verkauft er all seine Bücher, bisher stets Sinn und Inhalt seines Lebens, des Nachts wird er von gräßlichen Träumen geplagt, und es beginnt seine leibliche Metamorphose: sein Rücken schmerzt und erstarrt, ledern wird die Haut entlang der Wirbelsäule, und er schrumpft. Und eines Morgens erwacht er mit einem markerschütternden Schrei. Die Wohnung wird aufgebrochen; sie ist verwüstet, der Herr verschwunden. Allein auf dem Boden liegt, unauffällig und halb verborgen im zerwühlten Hemd, ein Buch. DAS BUCH ist zum Leben erwacht. Herr Bibli, dessen Wahrnehmung

durch die Buchwerdung keineswegs getrübt ist, geht durch viele Hände, er durchläuft die üblichen Stationen im Werdegang eines Buches. Er entdeckt seine Fähigkeit, dem Leser seine Gedanken mitzuteilen, dessen Reaktionen nach eigenem Gutdünken zu beeinflussen. Doch nicht allein das: es gelingt ihm auch die physische Beweglichkeit. So rächt er sich - stellvertretend für ungezählte Leidensgenossen - am verständnislosen Leser, an der Verlagslektorin, am Kritiker, am Bibliomanen, der nichts im Sinn hat, als Bücher zu horten und dem lebendigen Gebrauch zu entziehen -, und seine Rache ist fürchterlich.

Herr Bibli erfüllt seine Aufgabe, so gut er es vermag, und seine Odyssee geht zu Ende auf demselben Büchermarkt, auf dem sein Abenteuer einst begann: Ein neues Opfer wartet. Und wer sich auf DAS BUCH einläßt, den läßt es nicht mehr los...

Pressespiegel

Aus dem Südkurier vom 4. Mai 1990

Woche der Bibliotheken

In Baden-Württemberg fehlt es an Geld, Platz und Personal

„Kultur hat Konjunktur“ – doch den Bibliotheken des Landes fehlt es an Geld, Platz und Personal. Auch im Zeitalter der Videoclips und High-Tech-Unterhaltung wächst der Bedarf an Lektüre aus den Büchereien erheblich. Während sich die Zahl der Entleihungen von 1980 bis 1989 landesweit um über 50 Prozent und damit mehr als in anderen Bundesländern steigerte, entsprechen die Buchbestände der kommunalen Bibliotheken in Baden-Württemberg nur eben dem Bundesdurchschnitt.

Insbesondere auf dem Land gebe es noch eine Reihe von „weißen Flecken“ ohne öffentliches Bibliotheksangebot, monierte der Vorsitzende des Deutschen Bibliotheksverbands Baden-Württemberg, der Biberacher Oberbürgermeister Claus Hoffmann in Stuttgart. Hoffmann verwies darauf, daß die Bibliotheken sich seit langem von der Ausleihstelle zur kulturellen Begegnungsstätte gemausert hätten.

An der kommenden „Woche der Bibliotheken in Baden-Württemberg“ vom 5. bis 13. Mai beteiligen sich 217 Bibliotheken mit über 600 Veranstaltungen, darunter allein 200 Autorenbegegnungen. Hoffmann äußerte die Erwartung, daß das Land seine in der „Kunstkonzeption“ festgeschriebene Zielsetzung wahr macht und Zuschüsse für den Auf-

und Ausbau von Bibliotheken gibt. Für einen Zeitraum von zehn Jahren wären jährlich etwa zwei Millionen Mark vonnöten, um wenigstens überall den Standard von einer Medieneinheit pro Einwohner zu erreichen.

Den Angaben des Bibliotheksverbandes zufolge unterhalten von den 1111 Kommunen des Landes 537 eigene öffentliche Bibliotheken. Noch immer lebt jeder fünfte Baden-Württemberger in einer Gemeinde ohne öffentliche kommunale Bücherei. Lediglich 166 Kommunen des Landes haben Fachkräfte angestellt. Überall fehlen Geräte für moderne Informationsarbeitsplätze. Zu wenig Personal heißt zumeist auch zu kurze Öffnungszeiten.

Nach Schätzungen richtet sich das Interesse der Bibliotheksbesucher zu 60 bis 80 Prozent auf die Sachliteratur, insbesondere auf Lektüre zu Sprachkursen, Reisen, zur beruflichen Weiterbildung sowie zum Bereich Lebenshilfe. Der Unterhaltungsbedarf wird heute vielfach von den Medien, im Kino oder durch Zeitschriften gedeckt. Die Romanausleihe spielt daher eine weniger bedeutende Rolle in den Büchereien. Der Anteil der Kinder und Jugendlichen an den Bibliotheksbenutzer liegt nach wie vor bei bis zu 40 Prozent. dpa

UNIwersYTET Jagiellonski
Biblioteka Jagiellonska
 al. Mickiewicza 22.
 Telef. 33-63-77, 34-85-79, 34-59-45
30-059 Kraków 2-

Nr B-Fot/1501/89



Bibliothek der Universität Konstanz
 Postfach 5560

7750 Konstanz am Bodensee

RFN

30-104 Kraków 45
R 009912

